Auf Chinas Heerstraße.

Reiseerinnerungen

von

A. Williamson.

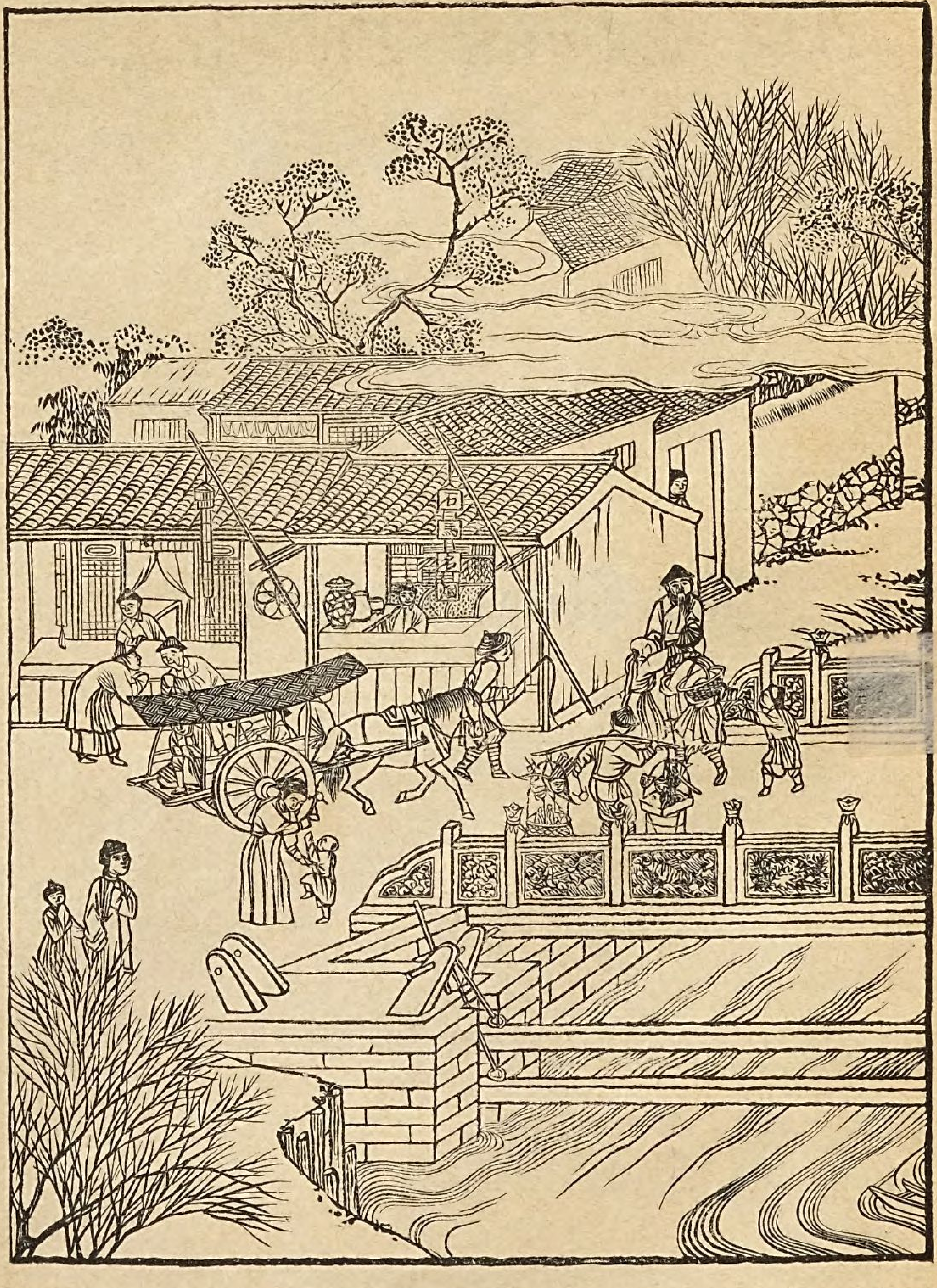
Mit Vorwort von Missionar Lechler.

Mit 10 Bildern.

1816

Basel,
Verlag von C. F. Spittler.

Auf Chinas Heerstraße.



Chinesische Marktleute.

Auf Chinas Heerstraße.

Reiseerinnerungen

von

J. Williamson.

Mit Vorwort von Missionar Lechler.

Mit 10 Bildern.

Basel.

Verlag von C. F. Spittler.

Pilgermissions-Buchdruckerei auf St. Chrischona bei Basel.
VII. 1888.

Vorwort.

Die Verfasserin dieser Beschreibungen über China war mir persönlich bekannt. Sie nahm eine hervorragende Stellung unter den Missionsfrauen in China ein. Ebenso wissenschaftlich gebildet, wie praktisch begabt, war sie im Stand, ihrem Manne, dem Doctor Williamson, nach allen Seiten hin große Hilfe zu leisten. Bald begleitete sie ihn auf seinen Reisen, die er als Agent der schottischen Bibelgesellschaft im Norden Chinas machte, um die heilige Schrift in chinesischer Sprache unter das Volk zu bringen; bald half sie ihm an seinen litterarischen Arbeiten im Studierzimmer. Von der Reisebegleitung handelt das Büchlein hauptsächlich, und während Doctor Williamson seinem Beruf des Bibelverkaufs nachging, sehen wir Frau Williamson unter dem weiblichen Geschlechte arbeiten und den Chinesinnen die kostbare Perle der christlichen Wahrheit anpreisen. Ihre scharfe Beobachtungsgabe setzte sie dabei in Stand, die eingehenden Beschreibungen zu liefern, welche den Hauptinhalt des Büchleins ausmachen.

Man begegnet zuweilen Büchern, von Touristen geschrieben, welche vorübergehend sich einige Städte von China angesehen haben und welche als Resultat ihrer „Forschungen" die Leserwelt mit höchst unzuverlässigen Berichten über die Sitten und Gebräuche der Chinesen zu beglücken meinen. Wie ganz anders tritt einem eine solche Beschreibung entgegen, von der Hand einer Missionsfrau, welche Jahre und Jahrzehnte an Ort und Stelle zugebracht, sich namentlich

eine Kenntnis der chinesischen Sprache angeeignet hat, ohne welche man die Chinesen gar nicht recht kennen lernen, noch richtig beurteilen kann, und die in täglichem Verkehr mit dem Volke dasselbe von seinen verschiedensten Seiten beobachtet hat.

China ist jedoch ein ungeheuer großes Reich und hat auch viele Abwechslung, wie im Klima, so auch in der Sprache, in den Sitten und in den Gebräuchen. Die Erzählungen der Frau Williamson beziehen sich auf diejenigen Gegenden, wo ihr und ihres Mannes Wirkungskreis lag, nämlich vorherrschend in der Provinz Shantung. Manches ist sehr abweichend von dem, wie die Chinesen im Süden leben, oder was sie dort zu thun gewohnt sind. Man liest z. B. gerne von der Seltenheit des Kindermordes im Norden, während dieses Verbrechen im Süden sehr im Schwange geht. Ja es wäre unmöglich eine Beschreibung über China zu liefern, welche für alle Teile des Landes paßte. Um so interessanter ist ein solches Stück, das mitten aus dem täglichen Leben herausgegriffen ist, und uns die Chinesen von der einen Provinz so lebendig und anschaulich vorführt, daß wir uns mitten unter sie versetzt glauben können. Ich wünsche daher dem Büchlein weite Verbreitung und hoffe, es folgen noch andere nach, welche die Verhältnisse anderer Provinzen ebenso getreu beschreiben.

Basel, 1. Juli 1888.

R. Lechler.

Verzeichnis der Bilder.

I.

Eine Reise in China! Meinen Mann mit auf derselben zu begleiten, dazu möchte ich meine Freunde im fernen Westen aufmuntern, und hoffe auch ihr Interesse zu wecken für dieses ganz eigenartige Land und Volk.

Der 7. April war als Reisetag angesetzt; die Maultiertreiber versprachen, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein; alle Vorbereitungen waren beendet, nun blieb nur noch übrig, den Morgen abzuwarten und die Tiere zu beladen. Wir nahmen nur wenige Lebensmittel mit, da wir unserer Maultiere wegen gezwungen werden, häufig Station zu machen; so begnügten wir uns mit einigen Pfunden Thee und Zucker, vier Büchsen kondensierter Milch, einem Säckchen voll Schiffszwieback, drei Flaschen Arrowroot, einigen Tassen und Töpfchen, und einer Medizinkiste.

Unsere Kleider befanden sich in einer Reisetasche, die zugleich als Kopfkissen diente, das Leinenzeug war in einer zweiten Tasche, welche das zweite Kissen abgab; nun noch einige Steppdecken, damit war unsere Ausrüstung beendet.

Ein ganz ansehnlicher Berg von Büchern war auch schon aufgestapelt und wartete auf Weiterbeförderung; der Hauptzweck unserer Reise war nämlich, christliche Schriften zu verkaufen oder zu verschenken, je nachdem.

Ihrem Versprechen gemäß erschienen bei Morgengrauen die Treiber mit sechs Maultieren für unser Gepäck. Maultiere

werden gewöhnlich für lange Reisen gewählt und Pferden vorgezogen, weil sie viel Ausdauer besitzen und behutsam und schwindelfrei gehen. Eins derselben hatte einen großen Packsattel, ein anderes trug zwei ungeheure Körbe.

Unsere Fuhrwerke werden „Shendzles" genannt und zu jeder Shendzle gehören zwei Maultiere. Die Konstruktion ist eine höchst einfache: Drei kleine hölzerne Packsättel werden auf die Erde gelegt und je ein Fuß Zwischenraum gelassen. Dann befestigt man die Sättel an zwei Stangen von je 16 Fuß Länge und spannt drei lange schmale Bambusriemen bogenförmig darüber. Bastmatten werden auf die Sitze gelegt und mit Bindfäden festgeschnürt. Eine ungegerbte Kuhhaut verbindet beide Längsstangen unterhalb; die Shendzle-Maultiere haben in der Mitte ihrer Sättel eine fußlange aufrechtstehende Stange. Nun hoben die Treiber die Shendzle so hoch vom Boden auf, daß die zwei eisernen Stangen durch zwei Löcher in der Kuhhaut dringen können — so, jetzt hängts in der Schwebe! Eine weitere Befestigung durch Stricke oder Riemen giebt es nicht und ein gewissenhafter Treiber muß beständig auf dem Guckaus sein, um Hand anlegen zu können, sobald das luftige Gebäude Miene macht, herabzufallen.

Ein energischer Freund beaufsichtigte das Packen der Bücher; die Körbe wurden zuerst gefüllt, eine Kiste voll hing an jeder Seite der Packsättel; was nun noch übrig blieb, wurde in den unteren Räumen beider Shendzles untergebracht und als die Sachen fortgestaut waren, lud man uns ein, den Platz einzunehmen, der manchen Tag und manchen Monat uns aufnehmen sollte.

Wir krochen hinein und sagten unseren chinesischen Freunden Lebewohl; alle Schulkinder waren mit den Lehrern und sonstigen Zugehörigen der Niederlassung herbeigekommen, um uns glückliche Reise und baldige Rückkehr zu wünschen.

Nun, von allen Fuhrwerken der Welt ist die Shendzle entschieden das drolligste; von außen gleicht sie einer riesigen Schmetterlingspuppe, von innen einem Ruhebette; die größte Schwierigkeit besteht darin, sie richtig zu balancieren, denn, da sie lose auf dem Rücken der Tiere hängt, kann eine ungeschickte Bewegung der Insassen verursachen, daß sie den nächsten Abhang hinunterrollt. Unser Treiber ist ziemlich schwer zu befriedigen, heißt uns bald so, bald so sitzen. „Ein bischen mehr nach Norden — jetzt nach Süden — nein, nicht so viel — zurück", bis nach verschiedenen Befehlen und Gegenbefehlen das Gleichgewicht hergestellt ist und die siebenhundert Meilen lange Reise von Chefoo nach Peking angetreten werden kann. Unmittelbar nach der Abfahrt haben wir einen Hügel zu erklimmen und es stellt sich dabei heraus, daß unsere Tiere nicht geschult sind und unter keiner Bedingung vermocht werden können, in gleichem Schritt und Tritt zu gehen; folglich werden wir bald geschaukelt wie in einer Wiege, bald steht der Kopf niedriger als die Füße; rückwärts — vorwärts — schaukelnd — im Zickzack — Rütteln — Stoß — Ruck! O! mal de mer ist schlimm, aber mal de Shendzle ist noch viel schlimmer; indessen hält der bedauernswerte Zustand kaum länger als einen Tag an und dann findet man diese Art zu reisen durchaus nicht mehr unangenehm, wenn auch ungesellig. Schade ist es, daß man in der Shendzle nicht lesen kann oder doch nur Bücher mit sehr großem Druck.

Der Treiber meiner Maultiere hat eine ziemlich verdächtige Physiognomie und ist mürrisch und schweigsam; er hat ein paar arge Narben im Gesicht und schielt an einem Auge; doch ist er stark und umsichtig, und steht in dem Rufe, eine wandelnde Landkarte zu sein.

Sein Kopf ist mit einer wunderbaren Kappe von weichem, grauen Filz geschmückt, die man an gewöhnlichen Tagen für

eine ganz ordinäre Filzmütze hält, aber sowie das Wetter sich ändert, entdeckt man, daß diese Mütze eine ganz besondere ist. Bläst der Wind aus Norden, so wird eine Klappe sichtbar, die das betreffende Ohr schützt; in rauhen Morgenstunden giebt es Klappen für beide Ohren. Wirbelt Sand vor uns auf, so wird ein weitvorragender Schirm heraus- und über die Augen gezogen, und wenn es regnet, so erscheint oben eine kegelförmige Vorrichtung, so daß der Regen nicht oben am Halse eindringen kann. Er trägt eine blaue, zierlich durchsteppte Blouse; seine Beinkleider sind von braunem Leder; er hat weißbaumwollene Strümpfe und schwarze Zeugschuhe mit Sohlen von mindestens drei Zoll Höhe; auch besitzt er eine Peitsche mit Quasten, doch braucht er sie nur sehr selten.

Der andere Treiber ist ein noch junger Mann mit gutem, ruhigem Gesicht; seine Kleidung ist wie die oben beschriebene, nur sind seine Beinkleider olivengrün, und er ist nicht der glückliche Besitzer einer Wunder-Mütze. Außer den beiden Treibern haben wir noch einen Gehilfen für den Bücherverkauf bei uns und einen Diener, der uns als „heruntergekommener Gentleman" vorgestellt und sehr warm empfohlen wurde. Er versteht alles, vom Abfassen eines chinesischen Dokumentes bis zum Kochen und Waschen inklusive; ist nebenbei ein großer, hübscher Chinese und hat vollendete Manieren. Auch ist er der Spaßmacher der Gesellschaft, oft allerdings unfreiwillig. Urkomisch ist es, ihn auf sein Maultier steigen zu sehen, welches die beiden Körbe trägt und von dem er durchschnittlich dreimal am Tage herabfällt. Man kann nur annehmen, daß er immer einschläft und dann das Gleichgewicht verliert. Doch fällt er gewöhnlich in einen der Körbe hinein und nimmt keinen Schaden; der trifft nur unser Porzellangeschirr, und zwar so schwer, daß wir bald bis auf eine

Theetasse reduziert sind, die nun immer in meiner Shendzle in Sicherheit gebracht wird.

Ich fürchte, daß ich eine rechte Plage für ihn bin, denn ich lasse mir von ihm alle die Sprüche vorlesen, mit denen Chinesen ihre Häuser verzieren, frage ihn überhaupt nach allem möglichen; aber er verliert nie die Geduld und bleibt immer der feine, angenehme Gesellschafter.

II.

Unser Weg führte uns bald von der Hauptstraße ab, durch ein schönes Thal voll herrlicher Bäume, welche die vielen graziösen Windungen eines klaren Flusses einrahmten. In dem Hause eines chinesischen Christen sollten wir die erste Station machen und als wir im Zwielicht aus dem Schatten der Bäume heraustraten, sahen wir schon den alten Müller und seinen Sohn uns mit strahlenden Gesichtern entgegenkommen, und als wir uns seinem Hause näherten, fanden wir dort fast sämtliche Dorfbewohner versammelt. Nun folgte ein herzliches Begrüßen; die Frauen besonders waren sehr zutraulich und wurden uns vorgestellt, nicht bei ihren eigenen Namen, sondern je als Mutter ihres ältesten uns genannten Sohnes. Die Leute waren arm, aber was sie hatten gaben sie uns mit Freuden; das beste Bett stand bereit und der Mahlraum war zum Sprechzimmer umgewandelt worden, wo mein Mann, Dr. Williamson, die Männer um sich versammelte. Ich ging mit den Frauen in ein inneres Zimmer und freute mich, zu finden, daß viele unter ihnen die Heilswahrheiten bereits kannten und liebten.

Die Familie unseres Wirtes bestand aus seiner Frau, einem Sohne und einer Tochter, dem muntersten kleinen Mädchen, das ich jemals in China gesehen habe. Meine

Knöpfstiefel nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch; sie selbst war nämlich in beständigem Kampf mit ihren Schuhen und Socken, die nie sitzen wollten und ihr große Not machten. Nun sagte sie ihrer Mutter, daß sie nicht mehr um ihrer Unart willen gescholten zu werden brauchte, wenn ihre Schuhe und Strümpfe auch aus einem Stück wären und von Leder, wie bei mir. Sie hatte schnell mein ganzes Herz gewonnen, die liebe, fröhliche, kleine Dirne.

Die Geschichte dieser Familie ist ein recht schlagender Beweis, wie ein ungerechter Magistrat ein Volk tyrannisieren kann. Vor sechs Jahren hatte der Mann etwa 120,000 Casch (200 Casch gleich 1 Mark) erspart; für einen Landmann ist das schon ein kleines Vermögen. Der Mandarin des Ortes erfuhr es und suchte den Mann durch falsche Anklagen in seine Gewalt zu bringen.

Zuerst beschuldigte er ihn, einen Damm böswillig niedergerissen zu haben, so daß Steine und Wasser in die Felder der Nachbarn drangen und Verwüstungen anrichteten. Aber es wurde festgestellt, daß der Damm von selbst zusammengebrochen war und Schoo zur Zeit des Unfalls sich in Chefoo aufhielt, über 20 Meilen vom Schauplatze entfernt; diese Klage wurde nun zwar niedergeschlagen, aber Schoo hatte für die Zeugen, Schreiber zc. viel zu zahlen und bald brachte der Mandarin neue Anschuldigungen vor und wußte das Gerichtsverfahren so in die Länge zu ziehen, daß er schließlich mit allerhand Ränken und Kniffen die 120,000 Casch sich zugeeignet hatte. Dann erst ließ er von seinem Opfer ab und Schoo sagte mir mit traurigem Lächeln: „Wenn ich jemals wieder etwas Geld ersparen sollte, so will ich es auch nicht einmal der Luft anvertrauen, damit es dem Mandarin nicht zu Ohren kommt.“

Mit Sonnenaufgang verließen wir das gastliche Haus und kaum hatten wir das Dörfchen im Rücken, so erhob sich vor

unseren Augen der hoch bis in die Wolken ragende Ai Shan (Ai=Berg), dessen Gipfel einer majestätischen Kathedrale gleicht. In der That glaubte ich einen Augenblick die St. Paulskirche aus London vor mir zu sehen. Der höchste Gipfel ist weit ins Meer hinaus sichtbar und leitet den Seefahrer zum sicheren Hafen. Als wir des Berges ansichtig wurden, erzählte unser „Gentleman“ folgende Legende von demselben:

„Ein junges Mädchen, schön und lieblich, lebte in dem Schatten des berühmten Ai=Shan; ihr Vater besaß viele Dschonken und war sehr reich. Ihr Vater und ihre zwei Brüder segelten an einem schönen Herbsttage ins Meer hinaus, jeder als Kapitän einer Dschonke. Das Mädchen war traurig beim Abschied, aber sie trösteten sie mit der Aussicht auf nächsten Sommer, wo ein günstiger Wind die drei Schiffe sanft in die heimatliche Bai zurücktreiben würde, beladen mit kostbaren Geschenken für Ahn Yune, die dann wohl schon das Scharlachkleid tragen würde, das leuchtende Kennzeichen einer jungen Braut.

„Monate vergingen; das junge Mädchen lebte in großer Zurückgezogenheit mit der Mutter; wenn die Winterstürme nächtlich um das Haus heulten und brausten, schauderte sie bei dem Gedanken, wie Vater und Brüder wohl jetzt auf der wilden See umhergeworfen würden. Manchmal kam ein alter Freund ihres Vaters zu Besuch, der war auch sehr reich an Geld und Dschonken. Das schöne Mädchen saß dann hinter den goldgestickten Damastvorhängen und lauschte den Märchen aus dem sonnigen Süden, die der alte Mann ihrer Mutter erzählte; sie saß hinter den Vorhängen, denn es wäre gegen die Etikette gewesen, sich länger als auf Augenblicke vor einem Manne sehen zu lassen. Aber der Alte wußte, daß sie eine weit dankbarere Zuhörerin war, als die Mutter, die seine schönsten Schilderungen alle Augenblicke mit der Frage unter=

brach, ob ihr Mann auch gewiß viel Geld auf der Fahrt erwerben würde und wieviel wohl?

„Er liebte das sanfte, schöne Wesen, welches er so selten sah, und hoffte, sie zur Schwiegertochter zu bekommen; sein einziger Sohn war auf des Freundes Dschonke mitgereist.

„Der Winter war endlich vorüber, Frühling kam und ging, und nun erhob sich der laue Südwind, welcher die Schiffe der Geliebten in die Heimat zurückfächeln sollte; täglich schaute man nach ihnen aus und traf Vorbereitungen zu ihrem Empfange, aber sie kamen nicht. Ahn Yune sah verlangend hinauf nach dem Ai-Shan, von dessen Gipfel sie das blaue Meer hätte überschauen können, aber chinesische Sitte verbot ihr, allein hinaufzusteigen und die Mutter war zu alt und zu bequem. Ein zweiter Sommer kam, unter Sturm, peitschenden Regengüssen, krachendem Donner und flammenden Blitzen. Wehe den armen Seefahrern!

„In einer Nacht träumte sie einen lebhaften Traum und am nächsten Morgen fand man sie bewußtlos in ihrem Kang (eine aus Ziegeln errichtete Bettstelle) liegen; ihr Haar war feucht und Seetang hing in den dichten Locken und nassen Gewändern. Man trug sie in den Kang ihrer Mutter und flößte ihr heißen Thee ein, worauf sie wieder zu sich kam und folgenden Traum erzählte: „Ich stieg den Ai-Shan hinan, so hoch, bis ich in den Wolken stand; da konnte ich die See sehen und am äußersten Horizonte, gleich drei Punkten, die drei Dschonken. Plötzlich wurde der Himmel über ihnen nachtschwarz, der Donner grollte und bei dem Lichte der zuckenden Blitze sah ich, wie die schaumgekrönten Wellen sich über die Dschonken ergossen. Sie konnten nicht in den Hafen einlaufen, denn der Wind stand ihnen entgegen und die schwarzen Klippen ragten hinter ihnen in der tobenden Brandung, so konnten sie auch nicht zurück. Da fühlte ich mich

von einer unsichtbaren Macht zu ihnen getragen, und kam so nahe, daß ich die Gesichter meines Vaters und meiner Brüder sehen und hören konnte, wie sie den Himmel um Rettung anflehten. Auf des Vaters Dschonke sah ich einen schönen, fremden Jüngling — ich wußte, das war er und ich liebte ihn. Da ließ ich mich nieder in den weißen Schaum, faßte mit jeder Hand ein Kabeltau von meiner Brüder Dschonken; das Schiff meines Vaters stand inmitten und als ich noch nachdachte, auf welche Weise ich auch dies retten könnte, führten mir die Wellen sein Kabeltau zu, das ich mit den Zähnen faßte und so schwamm ich dem Ai-Shan zu. Die Wogen tosten — der Donner krachte — der Sturm heulte — ich fürchtete mich nicht. Das Wasser wühlte in meinen Haaren und löste den silbernen Pfeil, der sie zusammenhielt; da rief ich erschrocken: „O, mein silberner Pfeil,“ denn ich war stolz auf ihn; aber das Tau glitt mir aus dem Munde und ich verlor meines Vaters Schiff. Im nächsten Augenblicke berührten die beiden anderen Dschonken das Land und waren gerettet. Ich sah mich angstvoll um — ach! eine spitze Klippe hatte die Dschonke gespießt; der Gischt der Brandung wirbelte hoch auf und nahm Planke nach Planke mit hinweg zum wilden Tanze — der schöne Jüngling stand unverzagt und hielt meinen Vater, den die Masten beim Sturze niedergeschlagen hatten, in den Armen.

„Ich verhüllte weinend mein Gesicht und als ich nach einiger Zeit wieder hinsah, war die Klippe leer, alles andere verschwunden; ich eilte heim und der Tag graute.“ —

„Laßt uns nach Chefoo hinunter gehen,“ riefen alle Zuhörer einstimmig.

„Ja, laßt uns gehen, ich will euch führen.“

Sänften, Maultiere und Esel brachten sie alle schnell nach Yentni, der Hauptstadt Chefoos.

„Der alte Mann steht an der Spitze der Kavalkade, als sie das sandige Ufer erreichen. Ahn Yune richtet sich in ihrer Sänfte auf und ruft: „Da sind die Dschonken und drüben der schwarze Felsen; o mein Vater!“ Am Ufer sind viele Menschen versammelt — zwei junge Männer mit sonngebräunten Zügen ringen verzweifelt die Hände und beugen sich hernieder auf den gelben Sand, wo soeben eine mächtige Welle zwei Leichen angeschwemmt hat, einen alten Mann mit silberweißem Bart und einen schönen Jüngling. „Sie sind es,“ schluchzt Ahn Yune und verbirgt ihr Gesicht an der Brust des alten Freundes.

„Die Brüder bauten an der Stelle einen großen Tempel, der heute noch steht und Niang Niang Miao (der Tempel der Schwester) heißt. Aber Ahn Yune blieb bei dem alten Manne, als ob sie wirklich seine Schwiegertochter geworden wäre, und mit vollen Händen teilte sie von den heimgebrachten Schätzen ihrer Brüder an diejenigen aus, welche Verwandte oder Güter auf der dritten Dschonke verloren hatten. Sie saß nun nicht mehr hinter den Vorhängen, wenn der Alte seine Geschichten erzählte und die Mutter sagte oft: „Wie gut, daß Du gerade die beiden reichsten Dschonken gerettet hast.“ —

So lautet die Legende, wie sie die Landleute sich erzählen, wenn sie an den langen Winterabenden zusammenkommen, auf den erwärmten, ziegelsteinernen Bettstellen sitzen und sich mit Märchen, Rätseln und Rebussen unterhalten, die meistens sehr sinnreich und witzig sind.

Man kann aus obiger Erzählung leicht erkennen, wie die Buddha-Priester hier wie überall ihre Mythen lokalisieren und so den reizenden Legenden Leben und Wahrscheinlichkeit verleihen.

III.

Über Hügel und rauhen steinigen Boden wurden wir weiter gerüttelt und geschüttelt, immer den wolkenstürmenden Ai-Shan im Vordergrunde. Dann stiegen wir hinab in das jetzt trocken liegende Bett eines großen Stromes, der im Frühjahr und Herbst das ganze Thal überschwemmt; jetzt blies uns der Wind dichte Wolken des feinen, gelben Flußsandes ins Gesicht. Weiter hin, in den warmen Quellen des Flusses, sahen wir ausgedehnte Lotosplantagen, die den Eigentümern reichen Gewinn abwerfen. Aus der knolligen Wurzel wird ein Mehl gewonnen, das, wohlschmeckend und nahrhaft wie es ist, raschen Absatz findet und mit vierhundert Casch pro Maß bezahlt wird (das Pfund etwa 2 Mark).

Am nächsten Morgen kamen wir zu dem Dorfe Wun Shih Jang, an dessen Eingang ein großes Gebäude steht, welches ich zuerst für einen Tempel hielt, bis die Inschrift über der Thür mich belehrte, daß die Ostseite Badezellen für Männer, die Westseite Bäder für Frauen enthalte.

Wir kehrten in einer nahe am Badehause gelegenen Schenke ein und wurden in einen großen Raum geführt, dessen ganzes Ameublement in einem kleinen hölzernen Tische nebst dito Bank bestand, die beide noch dazu bedenklich wackelten, teils, weil der Lehmboden so uneben war und teils, weil der Tischler sich sorgfältig in acht genommen hatte, ja nicht alle Beine gleich lang zu machen. Wenn wir nicht unsere Theetassen ꝛc. auf den Schoß nehmen, oder sie eine Rutschpartie machen lassen wollten, so mußten wir uns Steine von verschiedener Größe holen und damit die Differenz auszugleichen suchen. Bald erreichten wir auch eine gewisse Fertigkeit darin, denn die Prozedur wiederholte sich fast in jedem Gasthofe.

Nach dem Frühstück, eingenommen in Gegenwart von vielen Zuschauern, hatten wir ein langes Gespräch mit den Leuten, die gekommen waren, uns zu begrüßen. Viele von ihnen kannten und liebten bereits die Wahrheiten des Christentums; sie waren sauber gekleidet und plauderten freundlich und zutraulich. Eine der Frauen erbot sich, mir das Badehaus zu zeigen und führte mich durch ein kleines Labyrinth von Treppen und Korridoren in die geräumige Halle des Frauenbades. Stufen führten von allen vier Seiten in das Bassin hinunter und am oberen Rande derselben lagen die Kleidungsstücke der Badenden wirr durcheinander; viele Frauen und Mädchen waren in dem Bassin und die Mädchen waren in der besten Laune, plätscherten und bespritzten sich gegenseitig zu ihrem eigenen großen Vergnügen und zum großen Verdruß der älteren Frauen. Eine derselben machte ihrem Unwillen Luft, indem sie der Wildesten aus der lustigen Schar einen derben Schlag versetzte und drohte, sie unterzutauchen, wenn sie sich nicht ruhig verhielte. Aber weder der Schlag noch die Drohung hatten so viel Erfolg, als der Eintritt einer fremden Dame.

Sie betrachteten mich indessen nicht als Eindringling, sondern freuten sich, mich zu sehen und eröffneten eine lebhafte Unterhaltung im Katechismusstil: „Wie kommst Du hierher? Wie lange wirst Du bleiben? Hast Du eine gute Reise gehabt? Wo ist Dein Mann? Willst Du ein Bad haben? Sie wollten dann alle herauskommen, das Bassin ablaufen und wieder frisch füllen lassen; ich lehnte aber dies freundliche Anerbieten dankend ab, denn das Wasser schien sehr heiß zu sein, die meisten Badenden sahen aus wie die gesottenen Krebse.

Plötzlich flüsterten die Mädchen unter einander, welch ein Hauptspaß es sein müßte, mich fortgehen zu sehen mit meinen

großen Füßen und um dies Schauspiel nicht zu verlieren, sprangen fünf oder sechs von ihnen heraus und suchten in dem Haufen von Kleidungsstücken nach ihrem Eigentum.

Da sauste ein Gegenstand dicht an mir vorüber und fiel mit lautem Plätschern ins Wasser; ich glaubte zuerst, ein Hund habe seine Herrin im Wasser erspäht und sei ihr nachgesprungen; aber eine hübsche, junge Frau stieß einen Schreckensruf aus, tauchte blitzschnell unter und fischte ein Baby auf. Dann setzte sie sich mit dem etwa drei Monate alten Kinde auf die Treppe und trocknete ihm Mund und Augen aus. Sein ganzer Anzug bestand aus einem Jäckchen und einer Mütze; letztere war im Wasser abgefallen, aber eine Frau fühlte mit den Füßen umher und brachte dann den scharlachroten Kopfputz zu Tage.

Ich weiß nicht, ob das Baby an seinem unfreiwilligen Bade so viel Gefallen fand, wie die Gruppe der wilden Mädchen, welche unter viel Lachen ihrerseits und Schelten seitens der aufgebrachten Frauen ihre Toilette beendeten. Die Sünderin aber, die durch ihr heftiges Zerren an den Sachen das darauf liegende Kind ins Wasser geschleudert hatte, fand es klugerweise für geraten, die Flucht zu ergreifen.

Später besuchte ich einige unserer Gemeindemitglieder in ihren Häusern und freute mich über die Ordnung und Sauberkeit, die darin herrschte; eine Frau zeigte mir mit Stolz, wie sie die alte unpraktische Einrichtung, den Kochofen oder Herd im Flur neben der Hausthüre zu haben, abgeschafft und die Küche in das Innere des Hauses verlegt habe. Sie sagte: „so kann doch jeder aus- und eingehen, ohne sich die Kleider zu beschmutzen und die Asche umher fliegen zu machen.“ Ihre Tochter war Braut und arbeitete emsig an der Aussteuer; eine Freundin hatte sie am Tage vorher sehr glücklich gemacht durch das Geschenk eines Stuhles — ein Luxus, den

man im Dorfe bisher nur dem Namen nach kannte; wenn man sich setzte, so war es auf niedrige ganz schmale Lattenbänkchen, meistens aber auf die eigenen Fersen.

Abends machten mein Mann und ich einen Spaziergang durch das freundliche, sauber gehaltene Dorf. Die Straße war gut gepflastert; vor dem Badehause befanden sich zwei steinerne Brunnen, aus denen die Dorfleute das etwa 30 Grad warme Wasser für häusliche Zwecke holen und sich viel Arbeit und Feuerung dadurch sparen können. Das Wasser soll außerdem große Heilkraft besitzen und im Herbst ist das Dorf voll von Invaliden aller Art, besonders Gichtleidenden, die hier Genesung suchen und oft finden. Einige Meilen weiter südlich entspringen verschiedene Schwefelquellen, die so heiß sind, daß man nicht darin baden, wohl aber Eier, Fische 2c. kochen kann.

Am nächsten Abend erreichten wir ein Gasthaus, zwar spät, aber glücklicherweise noch rechtzeitig, um von dem einzigen Zimmer, das sich für eine Dame eignete, Besitz zu ergreifen. Kaum hatten wir es uns gesichert, als eine Gesellschaft von 8 oder 10 Reisenden ankam, junge, chinesische Herren, die sehr enttäuscht aussahen, als sie fanden, daß die Schenke ihnen nichts weiter an Bequemlichkeit bieten konnte, als das gemeinsame Gastzimmer, in welchem die bereits Anwesenden nicht ganz so skrupulös reinlich waren, als die jungen Herren wünschen mochten. Indessen faßten sie die Sache philosophisch auf, um so mehr, als sie wußten, daß in China das Recht des Besitzes mehr gilt, als alle zehn Gebote.

IV.

Am nächsten Morgen passierten wir Whang Hien, eine große, geschäftige Stadt, welche sich von jeher sehr abweisend und unfreundlich gegen Fremde verhalten hat. Ihre Einwohner

sind bekannt wegen ihres Mangels an Etikette und ihrer Erfolge als Kaufleute; auch zeichnen sie sich durch eigentümliche Redewendungen vor den Nachbarstädten aus. Die Stadt hatte hohe Ringmauern und feste Thore; der Marktplatz bot ein Bild des geschäftigsten Lebens und Treibens und wir konnten wegen des Gedränges nur langsam und schrittweise vorrücken.

Am Mittag erreichten wir ein ruhiges Gasthaus in der Vorstadt, wo sich bald viele Frauen um uns sammelten, die noch nie eine fremde Dame gesehen hatten. Der Wirt ließ sofort anspannen und fuhr ein paar Meilen über Land, um seine Lieblingsenkelin zu holen, damit sie auch das Wunder anstaunen könne. Sie war ein liebes, heiteres Kind, gekleidet in allen Farben des Regenbogens; ihr Entzücken war groß, als ich ihr eine illustrierte Jugendschrift schenkte und größer noch, als ich ein paar handgroße Stückchen schwarzen Sammet hinzufügte und sie rief immer wieder jubelnd aus: „O, danke, danke, liebe Dame, das giebt herrliche Schuhspitzen für meinen kleinen Bruder.“

Als wir nachmittags unsere Reise fortsetzten, begegneten wir vielen Landleuten, die vom Jahrmarkte zurückkamen; sie sahen vergnügt und zufrieden aus und hatten augenscheinlich kein stärkeres Getränk als Thee zu sich genommen; fast alle waren mit den gemachten Einkäufen beladen. Sie trugen Besen, Heugabeln, Topfdeckel, Bastmatten, Körbe, Eimer, Strohsandalen, Theekannen und Kinderspielzeug. Die Bauern sind auf diese Jahrmärkte angewiesen, denn in vielen Dörfern giebt es nicht einen einzigen Laden; einzelne Krämer ziehen wohl umher und verkaufen Öl, Kleiderstoffe, bunte Seidenstückchen und Fäden zur Herstellung der winzigen Schuhe, auf welche chinesische Frauen so stolz sind. Aber diese Krämer sind wahre Räuber und wenn die betreffende Frau ihnen

nicht scharf auf die Finger sieht, so addieren sich schließlich die Artikel zu einer erstaunlich großen Summe auf.

Die Gegend, durch welche wir nun kamen, war nicht sonderlich interessant; wir sahen viele, jetzt im Sommer ganz trocken liegende Flußbetten mit losem Geröll und Steinen bedeckt. Die Einwohner trocknen ihre Nudeln (Vermicelli) darin und zwar produzieren sie dieselben in solcher Menge, daß ich zuerst glaubte, eine Bleiche für Linnen vor mir zu sehen. An langen Stangen hingen die Nudeln wie Strangen vom feinsten schneeweißen Garn, dann wieder lagen da im Sande Stücke des noch ungeschnittenen Teiges wie große Tischtücher. Diese Nudeln, aus dem Mehl von großen fleischigen Bohnen gewonnen, werden von hier nach Hongkong, Singapore und dem südlichen China exportiert. Die Leute, welche sie zubereiten, betrachten sie als große Delikatesse, zu gut, um zu Hause gegessen zu werden, außer vielleicht am Neujahrsfeste.

Zwischen den versandeten Stromgebieten lagen Streifen fruchtbaren Landes, sorgfältig kultiviert. Der Weizen stand im frischesten Grün, dann gab es verschiedene Arten von Hirse, Buchweizen, Bohnen, Erbsen, Wasserrüben, Mohrrüben, zahllose Arten von Melonen, von der riesenhaften Wassermelone an bis zu der aromatischen Moschusmelone, Gurken, Kürbisse 2c. Hier und da sind Reispflanzungen; Indigo, Saffran, Färberröte und andere Farbstoffe zieht man in Menge; auch Tabak ist da und die Baumwollenstaude. Von einer Pflanze, Songhum genannt, machen sie Syrup, von einer andern eine Art bitteren Thee; an den Stromufern wächst ihnen Bau- und Brennholz; kurz, sie sind fast gänzlich unabhängig von der Außenwelt, nur im Fall einer Mißernte müssen sie bei ihr Anleihe machen.

An geschützt liegenden Thälern kamen wir vorüber, deren Baumgärten wie ein riesiges rot und weißes Boquet anzusehen

waren, denn Pfirsich- und Kirschbäume standen eben in voller Blüte.

Die Dörfer hier herum sehen wohnlich und sauber aus; die meisten Häuser sind aus Steinen erbaut und mit blauen Schindeln gedeckt. Am Eingang der Dorfstraße steht unabänderlich das Götzenbild im Schrein, und fast ebenso unvermeidlich ist der Teich, der von Enten, Gänsen und Kindern wimmelt. Die vor den Häusern befindlichen Höfe sind rein gefegt und mit weißem Sande bestreut; innen herrscht eine Art von geordneter Unordnung, denn Werkstatt und Wohnzimmer sind gewöhnlich eins: da mahlen sie das Korn für den täglichen Bedarf, spinnen und weben die Baumwolle und bereiten die Farbstoffe. Das Leben der Bauern hier erinnert mich oft an dasjenige der schottischen Bauern in den Tagen von Burns und Walter Scott und mehr als ein ideal gerichtetes Gemüt ist mir begegnet, in welchem wahre Poesie lebte, wenn sie sich auch nicht in Vers und Reim äußerte.

V.

Jetzt erreichten wir die Stadt Laichow-foo und kehrten in einer Herberge ein, wo ich auch blieb, um mich auszuruhen, während mein Mann sogleich wieder fortging, Bücher zu verkaufen. Scharen von Straßenjungen kamen sofort hereingestürzt und starrten die fremde Frau an, sie augenscheinlich als gute Beute und Zielscheibe ihrer schlechten Späße betrachtend.

Ich schloß die Flügelthüren des Zimmers und zog mich mit meinen Büchern in die fernste Ecke desselben zurück. Sie schlichen ganz leise heran, rissen dann mit Gepolter beide Flügel zugleich auf und heulten und gellten laut. Ich schloß zum zweitenmal und verriegelte die Thür von innen, aber der Lärm dauerte fort und das Belagerungsheer

nahm immer mehr zu. Sie schrieen: „Teufelsweib, mach die Thür auf!“ und begannen dann Redensarten und Worte zu gebrauchen, die sie gewiß nicht gebraucht haben würden, wenn sie gewußt hätten, daß ich ihre Sprache verstehe.

Dies konnte ich nicht länger ertragen und beschloß, ein vernünftiges Wort mit den Jungen zu reden; ich trat heraus und fragte: „Hört mal Jungens, habt ihr Väter!“

„Ja, ja, ja!“ schrie der ganze Chor.

„Habt ihr Mütter?“

„Ja, ja, ja!“ noch lauter.

Der Rädelsführer deutete auf einen kleinen, sehr bleich und schüchtern aussehenden Knaben und sagte: „Der hat keine Mutter, willst Du ihn etwa haben?“, welche Bemerkung große Heiterkeit in der Menge hervorrief.

„Haben Teufel Väter und Mütter?“

„Nein, nein, nein!“ sehr entschieden.

„Nun Jungens, dann kann ich keiner sein, denn ich habe Vater und Mutter, eine alte, achtzigjährige Mutter, weit, weit über der See in Amerika.“

Die Knaben sahen einander ziemlich verlegen an und der Auflauf begann sich zu zerstreuen; es war kein Spaß mehr dabei, eine Frau zu plagen, die so zu ihnen sprach. Ich redete dann von ihrem Vater im Himmel, von seiner großen Liebe zu allen Menschen, von seinem Sohne, unserem Heilande, dann gingen sie still und gesittet fort; nur der Rädelsführer war noch nicht überzeugt, denn ehe er um die Ecke bog, sah er noch einmal zurück und schrie aus voller Kehle: „Kwei Tyl Lao poh“ (alias Teufelsweib). Dann ließen sie mich in Frieden die Rückkehr meines Mannes erwarten, der in der Stadt guten Absatz für seine Bücher gefunden hatte.

In der Nachbarschaft von Laichow-foo findet man den schönsten Speckstein von hellbrauner Farbe; es machte uns

Freude, die Läden zu besuchen, in denen dieser Speckstein zu tausend Sachen verarbeitet wird. Da waren Theetassen, Theekannen, Teller, zahllose Götzenbilder und allerhand groteske Figuren und Geräte. Am besten gefiel mir ein hellgrauer Stein mit schwarz und weißen Punkten, aus dem man ein Lotusblatt mit aufgerollten Spitzen geformt hatte, so daß man es als Theetasse benutzen konnte. Wand- und Handschirme gab es ebenfalls in großer Anzahl, mit kolorierten Nachbildungen von Blumen, Früchten und Vögeln, die sich auf dem sonst grauen Hintergrunde recht hübsch abhoben.

Auch Marmorbrüche giebt es in der Nähe; der Marmor wird in großen Quadern ausgebrochen und meistens zu Grabmonumenten verarbeitet; er ist sehr schön geädert und wird immer weißer, je länger er der Witterung ausgesetzt ist.

Zwanzig englische Meilen von Laichow-foo liegt Sa Hoh, der Mittelpunkt des Distriktes, in welchem die berühmten Flechtarbeiten aus Weizenstroh hergestellt werden. An jeder Hausthür standen Mädchen und Frauen emsig flechtend; ihre Finger bewegten sich so schnell, wie die der Spitzenklöpplerinnen in Deutschland und Irland, und so leicht, als sei es gar keine Mühe, die zierlich-kunstvollen Blumen, Körbchen, Hüte und Matten herzustellen. Ältere Frauen werden nicht mehr zum Flechten angestellt; schon in den dreißiger Jahren läßt die Geschicklichkeit der Finger nach und sie können nicht mehr so gute Arbeit liefern.

In ungeheuren Quantitäten werden diese Strohsachen nach England und New-York exportiert; ganz besonders beliebt sind dort die farbigen Sachen, z. B. grün und weiß, magenta und weiß 2c.

Die Stadt hat sich seit 1873, wo ich sie zuerst sah, sehr verschönert. Viele neue Läden und Werkstätten sind eröffnet und neue schöne Häuser an Stelle der alten, baufälligen errichtet worden.

Auf den Straßen wimmelte es von festlich gekleideten Menschen und auf Befragen nach dem Grunde hörten wir, daß das Begräbnis eines vornehmen Mannes vor sich gehen sollte und das ist jedesmal ein großes Fest in China; das Volk amüsiert sich dabei so gut wie bei Theater und Jahrmarkt. Wir konnten die ganze Nacht nicht schlafen vor dem Lärm der Schwärmer, die abgebrannt wurden, und den Leistungen des sehr geräuschvollen Orchesters, welches unter anderem die Pflicht hat, die Jahre des Verstorbenen durch ebenso viele Flintenschüsse anzuzeigen und der eben Verstorbene war 78 Jahre alt! Später fragte ich die Leute, weshalb sie denn gerade in der Nacht solchen Spektakel machten und sie antworteten: „Weil wir am Tage zu viel mit Strohflechten zu thun haben, um an Begräbnisse denken zu können.“ Bei Morgengrauen formierte sich die Prozession, welche den alten Mann zu seiner Ruhestätte auf dem schattigen Begräbnisplatze geleiten sollte, der weit außerhalb der Stadt liegt. Voran schritten zwei Männer, die Statuen zweier Liktoren in Lebensgröße tragend, dann ein Mann mit Schwärmern, zwei Männer mit roten Fahnen, zwei Männer mit Löwen aus Kartonpapier, zwei Männer mit großen Plakaten, auf denen geschrieben steht, daß alle persönlichen Beziehungen des Verstorbenen mit der Öffentlichkeit nun ein Ende haben und daß etwaige Feindseligkeiten gegen ihn, oder Streitigkeiten mit ihm nicht auf seine Familie übergehen möchten. Nun folgten vier kleine Schreine mit Opfern für die Götter, als Blumen, Früchte, Fleisch und Wein, dann vier papierne Häuser, vollständig möbliert und verproviantiert, selbst Haustiere waren darin und Schränke mit den verschiedensten Garderobeartikeln. Diese Häuser zeigen an, daß der Mann vier Söhne hat, deren jeder ihm ein Haus für das Reich der Schatten mitgiebt; sind die Söhne schon vorher gestorben, so fällt ihren

Angehörigen diese Pflicht zu. Jetzt kommt das Bild seines Lieblingspferdes und ein Bild seiner Frau, auf ihrem Maultiere sitzend, dann eine Nachbildung seines Wagens mit dito von Kutscher und Dienern, alles in Lebensgröße aus Pappe. Nachher kommt folgendes an die Reihe: eine Anzahl von Leidtragenden zweiten Grades in blauen Gewändern mit weißem Überwurf, alle Schulknaben aus der Familie, einige Freunde, Gelehrte, in Galakleidern; zwei Statuen von ungeheurer Größe, die Höllenpförtner darstellend, welche schwere, bronzene Fesseln tragen. Innerhalb dieser scheußlichen Knotenfiguren befinden sich je zwei Männer; das Ganze soll andeuten, daß niemand aus der Hölle herauskommen kann, um den Verstorbenen zu fesseln und hineinzuziehen. Nun folgt ein schöner vergoldeter Schrein mit scharlachrotem Baldachin, Opfergaben für den Toten enthaltend: Brot, Fleisch, Fisch, Wein, Früchte und gewöhnlich den Kopf eines Wildschweins; dann wieder ein Mann mit Schwärmern; Priester, die zugleich Musikanten sind und den ganzen Weg zum Grabe hin spielen; wenn sie einige Minuten innehalten, um Atem zu schöpfen, so werden die Schwärmer abgefeuert. Jetzt kommt das Bildnis des Distrikt-Götzen, dann Männer mit Bannern aus buntfarbigen Seidenstreifen; diese sollen jeden schädlichen Einfluß, der etwa in der Luft liegt, auffangen, daß er die Leiche nicht berühren kann. Hierauf folgt der leere Armstuhl des Toten, begleitet von Trompetern; die hauptleidtragenden Männer mit Porzellangefäßen; der Leichenwagen, getragen von 16 Männern; ein Papiersarg steht darin, umgeben von vielen trauernden Papierfiguren. Endlich kommt der wirkliche Sarg auf einer Bahre, dann die hauptleidtragenden Frauen, welche so lange in knieender Stellung bleiben, bis die ersten Schwärmer abgebrannt sind, welche ankündigen, daß der Sarg das Dorf verlassen hat. Mehrere Ceremonienmeister laufen geschäftig auf und ab und halten die Ordnung aufrecht.

Sobald der Sarg aus dem Leichenhause gebracht wird, kniet das Trauergefolge nieder, der älteste männliche Verwandte hält eine große Porzellanvase in den Händen, gefüllt mit der Asche von allen den Privatbüchern, Briefen und Papieren, über welche der Verstorbene nicht anderweitig verfügt hat und welche unmittelbar nach seinem Tode verbrannt werden. Wenn der Sarg auf die Bahre gestellt wird, so zerschmettert der Mann die Vase in Atome und streut die Asche umher, zum Zeichen, daß der Tote abgeschlossen hat mit den Dingen dieser Welt. Zugleich muß eine der Frauen eine doppelte rote Schnur durchschneiden und mit dumpfer Stimme rufen: „Das Band ist gelöst."

Dies machte einen eigentümlich ergreifenden Eindruck, um so mehr, als das ganze Trauergefolge, das bis dahin stille gewesen war, auf dies gegebene Signal anfing, in der kläglichsten Weise zu weinen und zu jammern. Dieses „Lösen des Bandes" geschieht übrigens nur, wenn eine Witwe nachbleibt.

Die Begräbnisfeierlichkeiten in Städten sollen noch bei weitem kostspieliger und komplizierter sein, als die eben beschriebene.

VI.

Als wir in die nächste Stadt einzogen, fiel uns zuerst ein kleiner, auf einer Anhöhe gelegener Tempel in die Augen. Er sah aus, wie der Palast einer liliputanischen Prinzessin und war von einer dichten Hecke von Stechpalmen und Lebensbäumen umgeben. Auf dem freien Platze vor dem Tempel wurde eben ein Markt abgehalten; die Treppe, welche zum Götzenbilde hinaufführte, war dicht mit Verkäuferinnen besetzt. Auf der untersten Stufe saß eine hübsche, junge Frau, die eine fette, schwarze Henne ausbot; ich hätte dieselbe gern erstanden, denn wir waren knapp an Proviant und ich hatte

seit mehreren Tagen kein Geflügel auftreiben können, aber die Frau forderte den zehnfachen Preis. Auf den oberen Stufen standen Körbe mit frischen Eiern, sorglich gehütet von dem runzlichsten, alten Mütterchen, das ich je gesehen habe. Dampfend heißes Brot wurde umhergetragen, in Körben, die unseren Bienenkörben täuschend ähnlich sahen; ein unternehmend aussehender Jüngling vom Lande hatte geschickt eine Pyramide von Knoblauch aufgehäuft. Ihm zunächst hatte ein Fleischer seine Bude errichtet und recht gutes Fleisch, namentlich Schweinefleisch, ausgestellt; mit ihm war übrigens schwer zu handeln. Ein junger Ehemann versuchte, einige Stränge Garn vom Gespinnst seiner Frau gegen Schweinerippchen einzutauschen.. Als unsere Shendzles anhielten, hörte ich ihn eben sagen: „Ihr werdet nicht oft solch feinen Faden sehen."

„Wer hat ihn gesponnen?" fragte der Fleischer.

„Meine Frau."

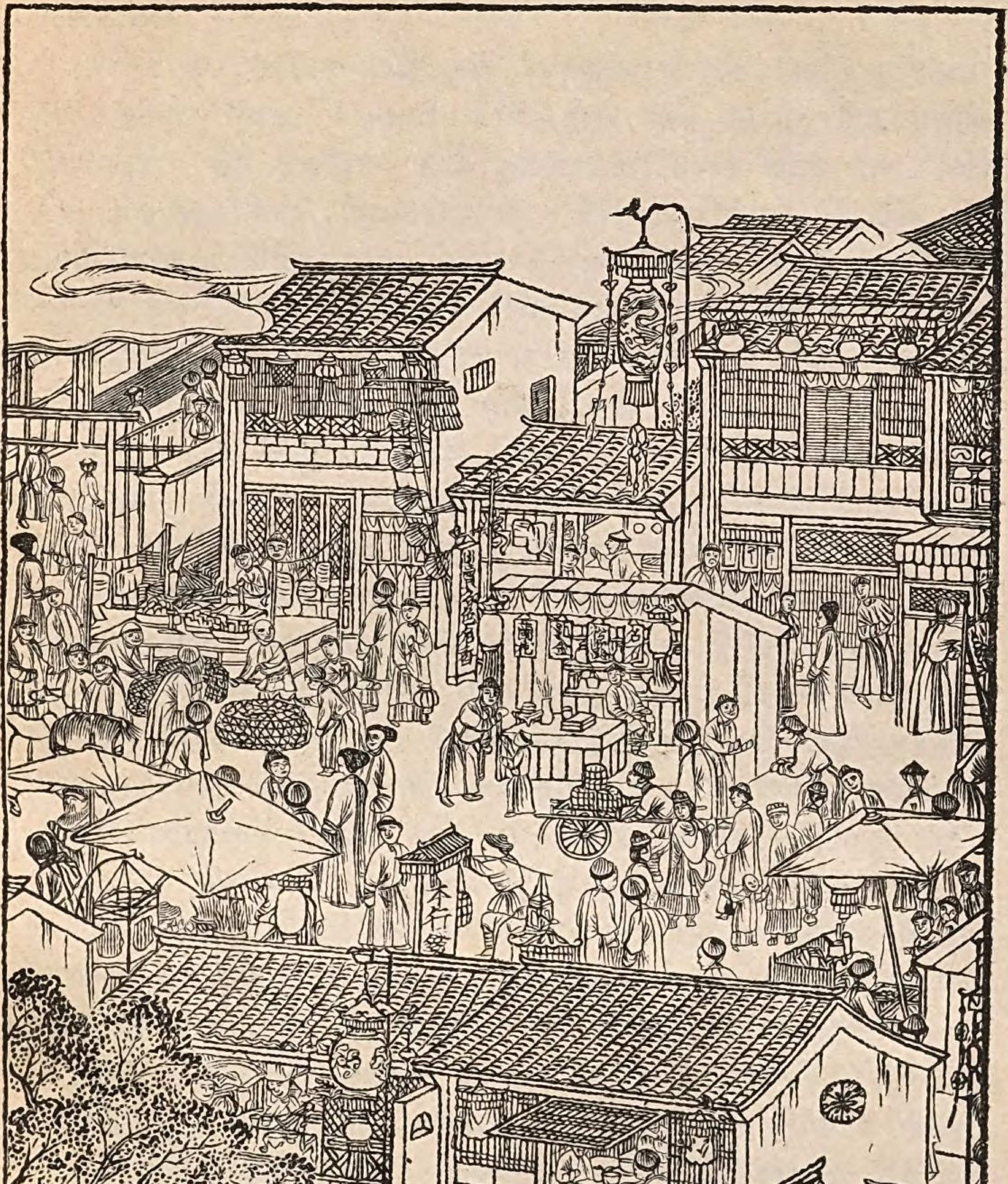
„Ich brauche kein Garn, wir weben dies Jahr nicht."

„Ich will Euch die Hälfte davon geben für diese paar Schweinerippchen," drängte der junge Mann und er bekam, was er wollte.

Unsere Shendzles bewegten sich nur langsam vorwärts und ich konnte wahrnehmen, daß sehr wenig Geld von Hand zu Hand ging, sondern der Tauschhandel noch in voller Blüte stand, und daß diese primitive Art viel Zeitverlust und Unbequemlichkeit mit sich bringt. Eine alte Frau mit einem Korbe voll schneeweißer Baumwolle, frisch vom Strauch, wünscht drei große Kohlköpfe zu erstehen. Der Verkäufer bietet ihr nur zwei, sie will nichts davon hören. Der Verkäufer ist ebenso hartnäckig. Nun nimmt sie zwei Handvoll Baumwolle aus dem Korb in ihre Schürze und erhält zwei Kohlköpfe für den Inhalt des Korbes.

An der Straßenecke wird gesponnenes Garn gegen rohe Baumwolle ausgetauscht, wobei es sehr lebhaft zugeht. Wenn eine junge Bauerfrau in das Haus ihres Mannes einzieht, so wird sie von der Schwiegermutter mit einem, höchstens zwei Pfund Baumwolle beschenkt. Damit hat sie sich und ihre Familie fortan zu bekleiden und es hängt nun einzig und allein von ihrem Fleiße ab, ob die Ihrigen in zierlichen, anständigen Kleidern oder in Lumpen gehen werden. Sie spinnt das Garn, ihr Mann trägt es auf den nächsten Jahrmarkt. Für sehr feines Garn giebt der Händler gewöhnlich zwei Pfund Baumwolle, ist es uneben gesponnen, nur 1½ Pfund. Ein Pfund dieser Baumwolle verarbeitet die junge Frau nun schon für den Hausgebrauch, das andere wird wieder gegen zwei Pfund rohe Baumwolle eingetauscht und so fort. Es ist ganz erstaunlich, was eine fleißige Frau, wenn sie eine halbwegs gute Spinnerin ist, im Laufe eines Jahres erwerben kann. Im Winter weben dann die Männer das vorhandene Garn zu Kleiderstoffen; für die Frauen wird das Weben als eine zu schwere Arbeit angesehen. Die Garnhändler werden gewöhnlich reiche Leute; sie verkaufen das Garn entweder an Weber von Profession oder an Familien, deren Frauen nicht schnell genug die Spindel drehen können. Die selbst gemachten Kleider stehen viel höher im Preise und halten zweimal so lange als die in Manchester gekauften. Wenn mit der Via Viktoria (Eisenbahn) zusammen Spinn=, Näh= und Webemaschinen ihren Einzug halten, was werden Chinas Töchter dann thun? Dann wird man nicht mehr das gemütliche Schnurren der Räder hören, nicht mehr die Nähnadel mit bunten Seidenfäden in den kleinen Händen flink auf und nieder gehen sehen.

Sind unsere Töchter glücklicher bei ihren Examenarbeiten und Kunstschulen, als unsere Großmütter es waren bei ihren



Chinesischer Stadtmarkt.

Spinnrädern? Ich gebe dem fernen Westen diese Frage zu bedenken!

Aber wir haben noch nicht den ganzen Jahrmarkt gesehen; er beginnt beim Tempel und geht die lange Dorfstraße hinunter. In Kuchen- und Zuckerwerkbuden wird nur Geld an Zahlungsstatt angenommen; die Verkäufer stecken die empfangenen Münzen in lange Bambusrohre, die als Börsen dienen und Jung-China mit klebrigen Mundwinkeln und dito Händchen steht um die Buden herum und freut sich, wenn die Geldstücke unten ankommen und tüchtig klappern.

Von Sah Hoh bis Wei Hien ist die Gegend zwar flach, aber mit üppigen Weizenfeldern bedeckt, soweit das Auge reicht. In Horn-Ting, wenige Meilen von Wei Hien, ruhten wir einige Stunden und sprachen lange mit den herzuströmenden Einwohnern, die sich unser und unserer Lehren von früher her noch wohl erinnerten. Ein noch junger Mann hatte seine Kinder mitgebracht, ein Zwillingspärchen, und war augenscheinlich sehr stolz auf sie und glücklich, als ich sie beachtete und bewunderte. Als das Gedränge im Hofe immer mehr anwuchs, wurde er um ihre Sicherheit besorgt und setzte sie in eine Krippe. Diese chinesischen Krippen sind große, bewegliche Tröge oder Mulden auf vier Füßen — wir mußten an das Kind in Bethlehem denken und an seine Krippenwiege.

Rings um die Stadt herum sahen wir viele Seiler an der Arbeit. Der Hanf, dessen sie sich bedienen, ist von schöner Farbe und sehr langen Fasern. Ihre Maschinen arbeiten vorzüglich; die Stricke waren eben und fest gedreht; Schiffer sollen die hier gearbeiteten Taue besonders gern nehmen.

Unsere nächste Station war also Wei Hien, in einer Ebene gelegen, die im Herbst wie ein Meer von wogendem Grün anzusehen sein soll. Es ist ein wichtiger Ort, eine reiche, geschäftige Stadt, umgeben von einem hohen Wall mit vielen

Türmen und wenigen Thoren. Die Einwohner stehen in dem Rufe, sehr unruhige Geister zu sein, dazu stolz und unnahbar. Nach dem Vertrag von 1860 beschlossen sie einmütig, daß die Thore ihrer Stadt sich nach wie vor keinem Fremden öffnen sollten, wenn auch die Regierung den Barbaren freien Eintritt und Durchzug für das ganze Reich gewährt hatte.

Nach einigen Jahren erschien ein Fremder vor den Thoren; groß war die Bestürzung, die Ältesten der Stadt traten zur Beratung zusammen und das Ergebnis derselben lautete:

„Sagt ihm, er dürfe nicht herein.“ —

„Er sagt, er komme doch!“

„Ruft das Militär, die Thore zu verteidigen.“

„Er sagt, er habe ein kaiserliches Mandat, das ihm erlaubt, ganz Shan-Tung zu bereisen und er will sich auch Wei Hien ansehen, weil es zu Shan-Tung gehört.“

„Fünf Lanzenträger von der Miliz sollen ihn zurückdrängen!“

„So geschehe es.“

Aber der Fremde spaziert inzwischen ruhig durch die Pforte und die Hauptstraße entlang; die fünf Soldaten haben ihre Lanzen und Augen auf ihn gerichtet, auf den großen, bärtigen Barbaren, der so gelassen einhergeht, das kaiserliche Mandat offen in der Hand — sie lassen ihn passieren, und nun doch einmal Bahn gebrochen war, ist Wei Hien den gefürchteten Fremden nicht nur offen, sondern auch freundlich gewesen. Jener erste Fremde, mein lieber Mann, ging heute nach kurzer Rast mit Büchern und Bildern auf den Markt; ich blieb in der Herberge und wurde bald von vielen alten Freunden besucht und mit teilnehmenden Fragen überschüttet: Ob ich meine Tochter mitgebracht hätte? Ob ich eine gute Reise gehabt? Ob ich lange bei ihnen bleiben oder doch wenigstens bald wiederkommen würde 2c. Später kam auch ein befreundeter

alter Mann, der mit seiner ganzen Familie zum Christentum übergetreten war; er begrüßte mich mit aufrichtiger Freude und wir sprachen über vielerlei, auch über unser Hospital in Chefoo, wobei er sagte: „Ihr solltet auch in Wei Hien ein Hospital gründen; die Leute hier würden es alle gerne sehen. Sie lieben die Fremden, selbst die Mandarinen sagen, die Fremden lehren die Chinesen, wie man weise und gut werden kann."

Bei meinen früheren Besuchen hier hatte ich in der nordwestlichen Vorstadt gewohnt und es war mir rührend, daß auf die erste Nachricht von meinem jetzigen Hiersein fast alle Bekannten aus jenem Stadtteil mich aufsuchten, trotz der großen Entfernung, und noch viel mehr freute es mich zu sehen, daß das Wort vom Kreuz, welches ich damals in aller Schwachheit zu ihnen gesprochen, so guten Boden gefunden und Wurzel gefaßt hatte.

Gegen Abend schickte ich meine Visitenkarte zu einer vornehmen Dame, die ich von früher her kannte; ihr Diener brachte mir darauf ihre Karte mit der Bitte, ich möchte verzeihen, daß sie mich nicht sofort für den Abend einlüde, sie sei jedoch nicht ganz wohl, das Haus auch nicht vollkommen in Ordnung, sie würde sich aber sehr freuen, wenn ich sie morgen beehren wollte.

Am nächsten Morgen ganz früh rasselte ein hübscher Wagen, gezogen von einem fetten Maultier, in unseren Hof. Im Wagen, als Eskorte für mich, saß die Kammerfrau der Dame, eine kluge, gewandte Dienerin, etwa 45 Jahre alt. Sie sagte, daß ihre Dame auch den Rollstuhl geschickt hätte und einen Liktoren, der für denselben Bahn machen sollte, im Falle mir das Stoßen des Wagens zu unangenehm wäre. Ich wählte aber den Wagen und der Liktor holte nun einen Stuhl, stellte ihn dicht an das Rad und so erreichte ich glück-

lich den hohen Vordersitz, der als Ehrenplatz gilt, während die Kammerfrau auf dem Rücksitze Platz nahm. Nun wurde der Vorhang, in dessen Mitte eine Glasscheibe eingefügt ist, zugezogen und die Reise ging vor sich, über Stock und Stein, während der Kutscher nebenher lief.

Die Leute auf der Straße und in den Läden grüßten respektvoll — denn saß nicht die fremde Dame in der Familienkutsche des stolzen Besitzers der höchsten Stangen, welche die Stadt aufweisen konnte?

In China wird nicht der Mann mit dem größten Geldsacke am meisten geehrt, sondern derjenige, welcher wegen besonderer Verdienste oder wegen untadelhafter Führung die längste Stange vor seiner Thür aufrichten darf, und vor der Thür meines Wirtes prangten zwei rot lackierte Stangen, je von der Höhe eines riesigen Mastbaumes.

Nach halbstündiger Fahrt erreichten wir das Haus, noch innerhalb der Stadtmauern am Ostthore gelegen. Da standen die Stangen zu beiden Seiten der Einfahrt, gehalten von vier ungeheuren Granitblöcken. In wenigen Augenblicken war wieder die unvermeidliche Menschenmenge da, um mich aussteigen zu sehen. Die Leutchen benahmen sich aber sehr nett und anständig und rangierten sich zu beiden Seiten, um mich vorbei zu lassen; weiter ließ der Liktor aber die Neugierigen nicht kommen.

Die Kammerfrau entschuldigte sich im Namen ihrer Herrin, daß sie mich nicht durch die Bibliothek geführt hätte, aber seit dem Tode des Hausherrn sei die Bibliothek beständig verschlossen, weil sie viele wertvolle Kunstgegenstände enthalte und die Witwe fürchte, diese könnten sonst gestohlen werden. Außerdem stand noch darin — und zwar seit 21 Jahren — der Sarg eines Onkels der Familie, weil die nächsten Angehörigen

des Verstorbenen zu arm waren, ein standesgemäßes Begräbnis zu bezahlen.

Wir gingen also um die Bibliothek herum in einen inneren Hof und durch diesen in den Frauenhof. In der Mitte desselben stand, mich erwartend, die älteste Dame des Hauses. Rechts und links von ihr, in langen Reihen aufgestellt, waren ihre Töchter und Schwiegertöchter mit Kindern und Dienerinnen, im ganzen gegen 50 Frauen. Wir grüßten einander, indem wir unsere eigenen Hände zusammenlegten und eine Verbeugung machten; dann faßte die alte Dame mit freundlichen Worten meine Hand und führte mich die steinerne Freitreppe hinauf, die übrigen Damen folgten nach in geordneten Reihen, die erst in der Halle aufgelöst wurden, wo nun eine sehr warme Begrüßung stattfand. Besonders die älteste Tochter und Schwiegertochter umarmten, küßten und streichelten mich in ganz unchinesischer Weise und fragten immer wieder: „O warum bist Du so lange fortgeblieben?"

Dann erfuhr ich, welches Leid die Familie inzwischen befallen hatte, wie der Hausvater gestorben war — der älteste Enkel — die zwei jüngsten Töchter, und wie sie sich bei jedem Todesfalle nach mir gesehnt hätten, damit ich sie trösten sollte. Ferner erzählten sie, daß der zweite Sohn sehr krank sei und nicht mehr lange leben könne; möchte ich wohl in sein Zimmer gehen und mit ihm sprechen? Er hätte so sehr darum gebeten. Ich sagte, daß ich es von Herzen gern thun würde und sie führten mich nun in Tai-Tais Zimmer. Dieses war durch einen wunderschönen Vorhang von Seidendamast — Goldgrund mit scharlachroten Blumen und Streifen von zartem Seegrün — abgeteilt. Diesseits des Vorhanges stand eine Ottomane, bedeckt mit feinem roten Filz, auf der Ottomane stand ein bronzenes Becken von getriebener Arbeit, in welchem glühende Kohlen lagen. Ich wurde gebeten, mich zu setzen und meine

Hände zu wärmen, dann bot man mir eine silberne Wasserpfeife, die ich aber dankend ablehnte.

Nun wurde Thee gebracht, in feinsten Porzellantassen, mit silbernen Untersätzen; letztere waren nicht rund, sondern oval, an den Enden leicht zugespitzt; allerlei Delikatessen wurden dazu herumgereicht, die Krone derselben waren, für meinen Geschmack, eingemachte sibirische Krabben, welche die Damen zweimal jährlich aus Peking kommen lassen. Wir plauderten während des Thees zwanglos und heiter über Familienangelegenheiten und Weltereignisse, daß Da Siom Niangs dritte Tochter sich voriges Jahr verheiratet habe, aber nicht mit einem Opiumraucher, das würde die Mutter nie zugegeben haben; daß meine Tochter auch verheiratet sei und mich bald einmal besuchen würde u. s. w. Plötzlich bewegte sich der Vorhang und eine schwache Stimme rief: „Mama!“ Wir gingen *nun* in die innere Abteilung und fanden den Kranken vollständig und reich gekleidet auf einem prächtigen Divan liegend. Mit mattem Lächeln streckte er mir seine fast durchsichtig dünne, wachsbleiche Hand entgegen; sein Gesicht hatte angenehme Züge, war aber auch sehr bleich und hager. Er war dem schrecklichen Opiumrauchen verfallen und stand nun am Rande eines frühen Grabes.

Er erkundigte sich mit lebhafter Teilnahme nach seinen alten Freunden, besonders nach Dr. W. A. Henderson, der ihm, wie er sagte, väterliche Liebe und Güte erzeigt hätte. Gegen Mutter und Schwestern war er sehr zärtlich, sprach auch sanft und freundlich mit seiner Frau. Wir sprachen von Politik, von Eisenbahnen, vom Einsturz der Tay-Brücke in Schottland und anderen Dingen, die ihn interessierten und zuletzt hauptsächlich von Religion. Tai-Tai erklärte, daß er die Bibel liebe, besonders das Neue Testament und vor allem die Offenbarung St. Johannis, aber ein Christ wollte er

doch nicht werden, „denn dann würde meine Seele nicht an denselben Ort kommen, an welchem die Seelen meiner Vorfahren sich aufhalten.“

Die lange Unterredung schien ihn übrigens zu ermüden, obgleich er es nicht zugeben wollte und wir zogen uns in ein schönes, luftiges Zimmer zurück, wo das zweite Mahl bereit stand: Kuchen, Obst, Pastetchen, Salat und Thee. Nur die alte Tai-Tai aß mit mir, die jüngeren Frauen und Mädchen speisten nach uns.

Der Divan, auf welchem wir saßen, war mit einer höchst kunstvollen Steppdecke belegt. Das Mittelstück war von gelbem Atlas mit erhaben gestickten rot und goldenen Blumen; der gegenüberstehende Divan, wohl nur ein Schaustück, war noch schöner: weißer Atlas, gestickt mit rosa, gold und grün und umgeben von einer handbreiten, blaßgrünen Borte.

Nachdem ich aus Höflichkeit etwas von den aufgetischten Speisen genommen hatte, sprach ich zu den Frauen von dem Einen was not ist, von dem eigentlichen Zweck meiner Reise: Seelen für das Evangelium zu gewinnen. Sie hörten mir aufmerksam zu und stellten durchdachte, intelligente Fragen. Eine sagte z. B.: „Viele von uns haben oft über einen Punkt nachgedacht und können zu keiner Klarheit darüber kommen, vielleicht kannst Du uns Auskunft geben: Wohin kommen die Seelen der Menschen nach dem Tode? Und werden wir im Jenseits unsere Lieben wieder finden und mit ihnen weiter leben?“

Da erzählte ich ihnen von dem himmlischen Jerusalem mit den Perlenthoren und goldenen Straßen und von dem Licht der Welt, das uns den sicheren Weg zu solcher Herrlichkeit zu unseres Vaters Wohnungen weist. Dann kam das große Ereignis des Tages, das Mittagessen. Ich hatte mehrmals schwache Versuche zum Aufbruche gemacht, aber meine gütigen

Wirte waren so betrübt und enttäuscht, daß ich ohne Diner nach Hause zurückkehren wollte; ich wurde bestürmt zu bleiben und ich blieb denn auch.

Mit Sonnenuntergang wurde serviert, nur für die alte Tai-Tai und mich, obwohl die aufgetragenen Speisen hingereicht haben würden für sämtliche 50 Frauen des Haushaltes, die alle in demselben Zimmer blieben, plauderten und mit den Kindern spielten. Die älteste Schwiegertochter saß neben Tai-Tai, um sie bei Tische zu bedienen, die älteste Tochter saß zu gleichem Zwecke neben mir. Eine Tante eröffnete das Mahl, indem sie uns eine Art Liqueur in einen Porzellanlöffel goß; eine Cousine brachte Wein, eine Tochter heiße Weizenkuchen, so dünn, wie Papier, die älteste Tochter zwei Servietten. Sie waren von schwerer, weicher Seide und ziemlich groß; die meinige olivengrün mit Rosenguirlanden bedruckt und mit zollbreiter Kante von rosa Atlas umgeben; an einer zurückgeschlagenen Ecke war eine Öse von Silberschnur angenäht. Die Dame befestigte diese Öse an dem obersten Knopf meines Kleides, breitete die entgegengesetzte Ecke nach unten, die beiden andern nach den Ellbogen aus. Tai-Tai wurde ebenso geschmückt, nur war ihre Serviette vorherrschend blau, mit goldener Borte. Nun kam in schneller Folge Gang auf Gang des luxuriösen Diners, dessen sich eine Kaiserin nicht hätte zu schämen brauchen. Geflügel, Fisch, Braten, Eier, gewürzige Ragouts, beche de mer, rauchend warmes Brot, delikate Schinkenschnittchen, Dessert von hunderterlei Süßigkeiten und den seltensten Früchten und zum Schluß winzige Näpfchen mit Suppe von leicht säuerlichem und höchst angenehmem Geschmack. Die Art und Weise, wie die Speisen zubereitet und serviert waren, habe ich noch nie wieder so vollkommen gefunden, weder vor- noch nachher; die Verzierungen mancher Speisen waren wirklich künstlerisch schön.

Nach beendigtem Mahle wurden zwei rotlackierte Näpfe mit warmem Wasser hereingebracht; meine freundliche Nachbarin tauchte eine leinene Serviette hinein und reichte mir dieselbe, so brauchte ich Mund und Hände nicht an dem schönen, seidenen Tuche abzutrocknen. — Opium hat in dieser Familie großen Schaden angerichtet; die Söhne, bis auf den einen, sind schon sämtlich tot, ihre Kinder schwächlich und ungesund. Ein Knabe von acht Jahren hat nur drei Zähne und wird auch wahrscheinlich keine weiteren bekommen. Ein anderer Kleiner von vier Jahren hat den grauen Staar in beiden Augen; es war ein kläglicher Anblick, wie er sich abmühte, die Augäpfel zu bewegen, damit er seine Mutter ansehen könnte; die Mutter liebt gerade dies Kind schwärmerisch und fragte mich ängstlich, ob ich nicht meinte, daß der große Dr. Henderson dem Kleinen noch helfen könnte und ob er nicht bald käme.

Alle diese Frauen sprachen vom Opium als von ihrem bittersten Feinde, der ihres Lebens Glück und Frieden zerstört habe. Der Erbe der Familiengüter, ein schöner Knabe von zehn Jahren, wird in heilsamer Furcht vor Opium erzogen; die Großmutter sagt ihm oft, daß sie ihn enterben, Gold- und Silbergeräte unter die Frauen verteilen wird — das Haus darf sie ihm nicht entziehen — ob das etwas fruchten wird? Die böse Leidenschaft des Opiumrauchens oder -Essens vererbt sich nur zu leicht und haben die jungen Leute erst einen Schritt auf dieser abschüssigen Bahn gethan, so geht es rasch und unaufhaltsam dem Abgrunde zu.

Ich ging noch einmal zu dem kranken Sohne, um ihm Lebewohl zu sagen und zu sehen, ob ich etwas für ihn thun könne. Er fragte, ob wir Kaffee bei uns hätten, das wäre das einzige, was ihm hülfe, die wilde Gier nach Opium zu bekämpfen; ich hatte glücklicherweise eine große Flasche mit Kaffee-Essenz im Gasthofe und versprach Tai-Tai, ihm diese

3*

zu schicken. Er freute sich darüber und bat ferner um einige Glastuben voll Lymphe; unsere Gesellschaft hatte schon früher einmal solche geschickt und sein Vater hatte in einem Jahre sechshundert Kinder damit geimpft.

Nun nahm ich herzlichen Abschied von meinen lieben Wirtinnen und kletterte wieder auf meinen Wagen; der Vollmond stand hoch am Himmel, die Straßen waren fast menschenleer und mein Kutscher fuhr, ein zweiter Jehu, in gestrecktem Galopp, so daß wir nicht wie am Morgen eine halbe Stunde, sondern nur etwa zehn Minuten unterwegs waren. Als wir am nächsten Morgen eben aufbrechen wollten, kam noch ein Diener aus jenem gastlichen Hause und brachte Karten mit guten Wünschen für eine glückliche Reise und außerdem zwei rote Kistchen mit süßen Bisquits. Es gehört in China zum bon ton, abreisenden Freunden solche Kistchen zu verehren; auf manchen Wagen sahen wir deren 15 bis 20 und mit Ostentation so gepackt, daß sie auffallen mußten und jeder sehen konnte, wie populär die betreffenden Reisenden waren. O Eitelkeit!

Noch manches Mal sahen wir in dankbarer, freundlicher Erinnerung zurück auf die gute Stadt mit ihren hohen Mauern und dem runden Pulverturm, außerhalb des Westthores gelegen.

Wir hatten schönes Wetter und kamen durch manches freundliche Dorf; das, in welchem wir zu Mittag aßen, war ganz besonders hübsch, die Hauptstraße sehr breit, lange Tische standen vor den Häusern und die Leute nahmen ihr Mahl im Freien ein. Am Nachmittag sahen wir Maurer beschäftigt, ein Haus zu bauen und zwar auf sehr absonderliche Art: an allen vier Ecken hatten sie Pfeiler von halbgebrannten Ziegelsteinen errichtet; die Pfeiler sind je durch zwei Planken, zwischen denen ein halber Fuß Zwischenraum ist, verbunden, und da

hinein schaufeln Männer und Knaben eine nasse Mischung aus Lehm und Stroh. Dann legen sie die Spaten fort, steigen in den Zwischenraum und stampfen mit den Füßen die Masse nieder; nun erneutes Schaufeln und Stampfen, mit jeweiligem Erhöhen der Planken, bis die ganze Wand hergestellt ist. Wandschränke, Bettstellen, Feuerherde — alles wird zugleich und mit demselben Material hineingebaut; fast das ganze Dorf ist so entstanden, und die Häuser, nachher mit Kalk beworfen, sehen gar nicht übel aus. Aber ich fürchte, man findet viele Skorpione in diesen Lehm-Bettstellen und Ohrwürmer und anderes Ungeziefer in den Wandschränken. Hier in Chang Loh verlebten wir auch den Sonntag, der, wie viele Sonntage, so klar und friedlich war, als wolle er uns einen Vorschmack geben von der ewigen Sabbathstille, die des HErrn Volk vorbehalten ist.

Von hier aus schickten wir auch Briefe ab, das dritte Mal, seit wir auf der Reise sind. Wir übergaben sie einem Maultiertreiber, der nach Chefoo ging und schrieben auf den Umschlag, daß der Mann, falls er die Briefe innerhalb einer festgesetzten Zeit abliefere, 150 Cash (90 Pfennige) dafür erhalten solle.

VII.

Tsingihow war unser nächster Rastort; es ist die sehr altertümliche Hauptstadt eines großen Distriktes. Wir kamen beim Ostthore herein, fanden aber in der Gegend nichts, was einer Herberge ähnlich sah, so gingen wir zurück und um den Wall herum nach dem Nordthor. Auch dort gab es sehr wenige Gasthäuser und da wir müde waren und nicht weiter suchen mochten, nahmen wir das nächste, ein niedriges, düsteres Gebäude mit seltsam widerlichem Geruch. Es war sehr feucht

darin und wir zündeten deshalb auf dem Lehmboden verschiedene Strohbündel an; selbst der Rauch davon belästigte uns nicht so, als diese bedrückende Luft.

Ein früherer Gast hatte ein Paket Salzfische in dem Zimmer auf der Erde hinterlegt; ich vermied sorgfältig die betreffende Ecke, selbst, nachdem der Wirt auf unser dringendes Verlangen den Greuel entfernt hatte, und eine alte Frau, die sich bald darauf einstellte, uns zu besuchen, gab noch einen anderen Grund für das Vorhandensein des schrecklichen Geruches, indem sie erzählte:

„Vor gar nicht langer Zeit kamen zwei Reisende eines Abends und forderten Essen. Nach einer Weile kam der jüngere der Reisenden zum Wirt und fragte, ob er nicht gleich bezahlen könnte, sie müßten morgen vor Tau und Tag aufbrechen und wollten nicht stören. Früh gegen 3 Uhr klopft es an des Hausknechtes Fenster und eine Stimme ruft: „Macht das Thor hinter uns zu, wir gehen jetzt." Dies war im Herbst und niemand dachte mehr an die beiden Männer; ab und zu beklagte sich aber ein Reisender über den schlechten Geruch im Zimmer und der Hund begann zu heulen und die Erde in einer Ecke aufzukratzen, sobald man ihn einließ. Einmal hatte er ein tiefes Loch gekratzt und der Wirt, der es wieder zuschütten wollte, sah eine halbverweste menschliche Hand daraus hervorragen. Der Chifoo, Bürgermeister, wurde geholt, kam in voller Uniform und ordnete eine Ausgrabung an, wobei die Überreste eines Mannes zu Tage kamen. Der kleine Laufbursche erkannte in den noch erhaltenen Schuhspitzen einen jener beiden Reisenden; die Leiche wurde auf Gerichtskosten beerdigt und Nachforschungen nach dem Mörder angestellt, aber bis jetzt ist er noch nicht aufgefunden worden."

Diese Erzählung diente nicht gerade dazu, mir das Zimmer in besserem Lichte zu zeigen und mich behaglicher darin zu

machen. Etwas Gutes war aber doch an dem dumpfigen Orte; ein vorzüglich in Wasserfarben gemaltes Bild, eines durch silberne Schnüre und Quasten an seine Sitzstange gebundenen Falken. Der Künstler muß ein Liebhaber von Vögeln gewesen sein und sie gründlich studiert haben, sonst hätte er diesen nicht so natürlich und lebensvoll herstellen können. Man beschäftigt sich hier noch sehr viel mit Falkenzucht; die Tiere sitzen auf dem Handgelenk ihres Herrn und tragen Kappen, wie bei uns in alten Tagen; wie gesagt, die ganze Stadt ist noch merkwürdig altmodisch.

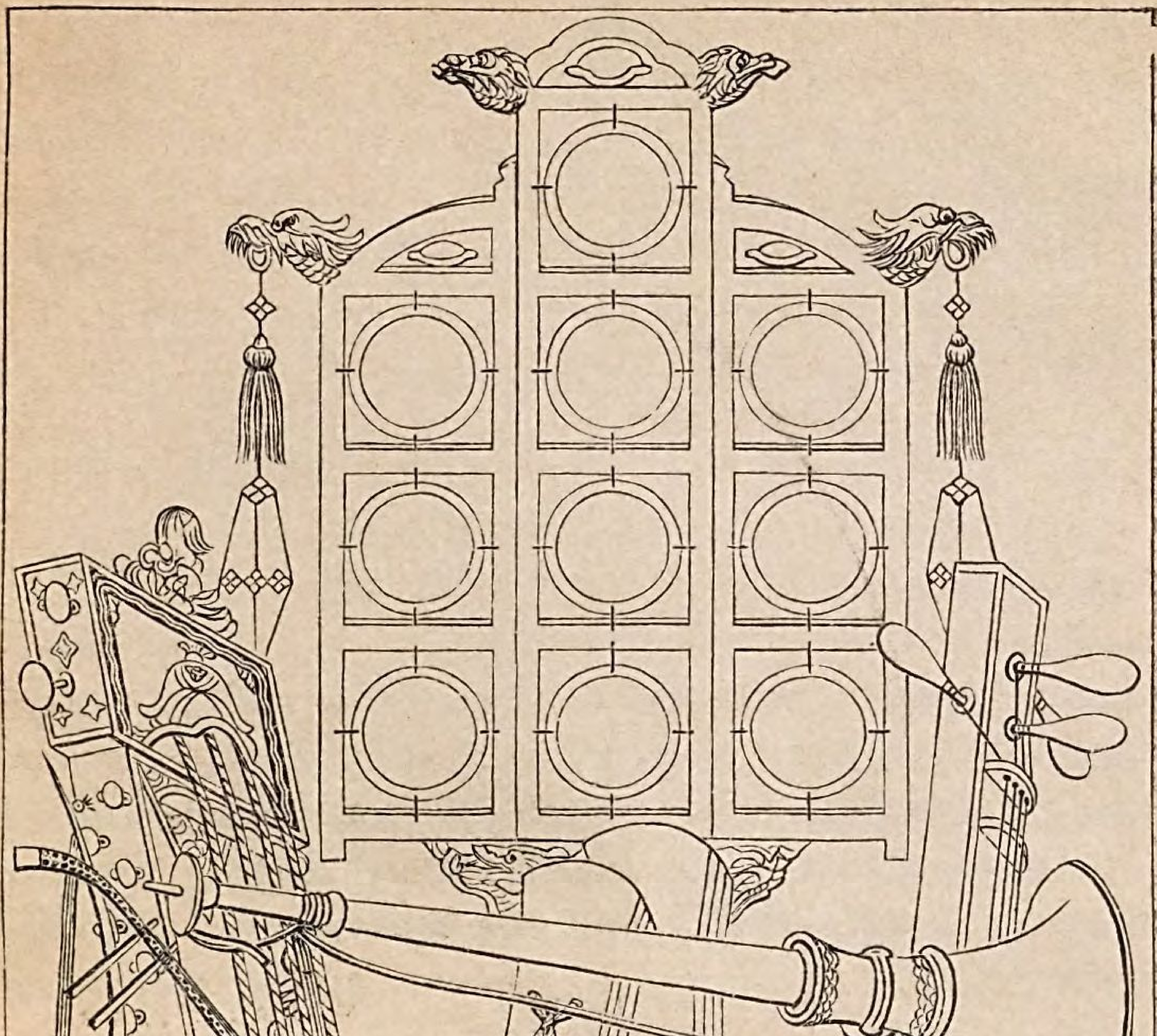
Viele Bogenschützen sahen wir; zwei von ihnen kamen zu uns, als wir kaum abgestiegen waren und baten um Medizin für einen Kameraden, der bei den Schießübungen einen Pfeil in die Schulter bekommen hatte; sie sahen ganz malerisch aus mit den olivengrünen Uniformen, Bogen und Köcher über der Schulter. Später kamen viele Besuche und gegen Abend gingen wir aus, die Stadt anzusehen; seit der großen Teuerung, als wir zuerst hier waren, hat sie sich sehr vorteilhaft verändert und manche schöne neue Straßen sind entstanden.

In einer Straße gab es nur Läden für Stahlwaren: Scheren, Messer, Schwerte, Äxte, Handwerks-Utensilien aller Art, es wurde eifrig geklopft, gehämmert und gefeilt. In einer andern sahen wir nur Seidenläden, in einer dritten Färbereien u. s. w. Die Leute waren alle sehr freundlich; ein alter Mann erbot sich, uns etwas vorzuspielen auf einem Instrument, das nur drei Saiten hat und welches er San Hien nannte. Er mußte wirklich musikalische Anlagen besitzen, einige Melodien waren ganz lieblich und ansprechend. Die Nachbarn waren stolz auf seine Geschicklichkeit und feuerten ihn durch überschwengliches Lob zu immer neuen Anstrengungen an; sie wollten, daß wir alle Stücke ihres berühmten Künstlers hören sollten. Nach einer Weile spielte er denn auch ein

berühmtes chinesisches Lied „Mo lee Wha“ auf einer Violine mit zwei Saiten, dem Ur=Hien, es klang aber viel schriller und härter als das San=Hien. Späterhin hörten wir noch das beste chinesische Instrument spielen, das Cheng, welches einer primitiven Orgel am ähnlichsten ist. Den Mittelpunkt bildet eine große Metallschale, von der Pfeifen von verschiedener Länge ausgehen; jede Pfeife hat eine Metallzunge oder =Klappe mit verschiedenen Luftlöchern, welche der Spieler wie bei der Flöte zu behandeln hat. Die auf dem Cheng gespielten Melodien erinnern lebhaft an den schottischen Dudelsack; wenn wir nicht die chinesischen Worte dazu hätten singen hören, so würden wir fast geglaubt haben, ein Schotte sei mit seinem Dudelsack hierher verschlagen worden.

Die Chinesen haben viel gedruckte Musik; sie bedienen sich der pentatonischen Tonleitern, obgleich sie manchmal eine Quarte und Septime einschalten, die sie „zufällige Noten“ nennen. Sie haben auch eine Art Harfe, die nicht übel klingt, im ganzen aber sind ihre musikalischen Leistungen unbedeutend, obwohl sie selbst großen Wert darauf legen. Schon Confuzius schreibt der Musik große moralisierende Macht zu und hält sie für unerläßlich zum Wohle des Staates, und ein anderer Philosoph, Staatsmann und Musiker, Chuang Tsze, dessen in dem alten Buche Taoist rühmlich Erwähnung geschieht, bemerkt, „wenn ein Mensch nicht tugendhaft ist und gut, so kann und soll er nicht Musik treiben.“ —

Etwas Sonderbares sahen wir noch in Tsingihow, große Wasserkessel mit Röhren in der Mitte; am oberen Ende der Röhren sind durchlöcherte Kupfermünzen angebracht, durch welche der Dampf, wenn das Wasser kocht, mit einem lokomotivähnlichen Pfeifen strömt. (Die landesüblichen Kupfermünzen sind nämlich alle in der Mitte durchbohrt und werden an Schnüren aufbewahrt.)



Chinesische Musik-Instrumente.

Als wir zum Gasthaus zurückkehrten, pfiff es eben von allen Seiten, denn es war Abendbrotzeit; wir schickten auch unseren Theetopf zum Füllen an den nächsten Kessel und mußten drei Pfennige dafür zahlen. Es amüsierte mich, die verschiedenen Theetöpfe um den Kessel zu sehen, da waren alle Formen und Farben vertreten: rund, viereckig, eiförmig, pyramidenförmig, groß genug für 20, klein genug für 2 Personen, rot, grün, blau, gelb und regenbogenfarbig.

Sehr viel Seidenstoffe werden hier fabriziert, die ganze Umgegend lebt von Seidenwurmzucht, welche durch fremde Geschäftsleute, hauptsächlich Italiener, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Alljährlich schickt Tsingihow mehrere Tausend Scheffel Kokons nach Chefoo. Dort kommen sie in die großen, ebenfalls von Fremden errichteten Fabriken, werden präpariert und, gewöhnlich in Strängen, nach Europa versandt. Dieser Handel ist ein Segen für Tsingihow; er beschäftigt viele Hunderte von Frauen und Mädchen, die sonst brotlos sein würden.

VIII.

Eins der gütigen weisen Gesetze in China ist, daß nach drei bis vier Monaten jede jung verheiratete Frau das Recht hat, ihre Verwandten zu besuchen, wie weit entfernt diese auch leben mögen. Der Mann hat gewöhnlich nichts dagegen und sollte er Einspruch erheben, so können die Ältesten des Dorfes ihn zwingen, seine Frau in gehöriger Form zu ihren Eltern zu bringen oder zu schicken.

Einmal, als unsere Maultiere langsam vorwärts trabten, hörte ich ein glockenhelles Lachen hinter mir und sah bald darauf einen Esel neben meiner Shendzle und auf seinem Rücken — o welch schönes, junges Geschöpf. Große leuchtende

mandelförmige Augen und klare, feine Züge, nicht römisch, nicht griechisch, aber doch vollkommen schön. Der kleine Mund war so frisch wie eine Rosenknospe und zeigte zierliche, weiße Zähne. Ein Knabe von fünfzehn Jahren, augenscheinlich ein Bruder, begleitete diese Schönheit. Ich nickte ihr lächelnd zu, sie wandte sich errötend ab, doch bald richtete sie wieder ihren Blick auf mich und ich sah unverwandt auf meine Arbeit, um sie nicht wieder abzuschrecken. So studierte sie mich denn gründlich und teilte dann ihrem Bruder mit:

„Sie hat gelbes Haar und einen roten Schmetterling auf silbernen Blättern am Halse."

Ich trug nämlich eine rote Schleife mit silberner Kante.

„Kannst Du ihre Füße sehen?"

„Nein, sie sind unter der Decke."

„Denkst Du, daß sie rote Schuhe hat?"

„O nein, sie ist ja so alt!"

Jetzt sehe ich auf und nach ihrem Anzug, und da derselbe typisch ist, will ich ihn beschreiben; mit den Schuhen muß ich natürlich beginnen. Sie waren aus rosarotem Atlas, mit blauer Seide und Goldfäden gestickt, mit Goldborte eingefaßt und zeigten auf dem Spann ein klein wenig weiß — die Binde, womit der Fuß umwickelt wird; die ganze Sohle würde kaum meine Handfläche bedecken. Socken von hellgrüner Seide gingen wenig über die Knöchel hinauf und waren mit Seidenschnüren und -Trodbeln verziert. Ganz kokett kam der kleine Fuß unter dem roten Reitkleide hervor, das aus vielen keilförmig geschnittenen Teilen besteht; jeder Teil ist mit schwarzem Atlas eingefaßt und mit blauer Seide gestickt, besonders viel Schmetterlinge und Vergißmeinnicht konnte ich unterscheiden. Eine lose Hülle aus durchbrochenem Stoff mit weiten, offenen Ärmeln bedeckte sie, sie hatte eine zwei Zoll breite Kante von weißem Atlas in Blau und Gold gestickt. Die Hände, welche

die Zügel halten, haben keine Handschuhe, sind aber weiß und schön geformt. Der Kopfputz besteht aus einer breiten, roten Binde, ebenfalls reich mit Gold und Blau gestickt. Ihre Ohrringe sind Gehänge von vielen feinen Perlen und blauen Emaille-Kettchen; ihr glänzendes schwarzes Haar ist mit goldenen Nadeln aufgesteckt. Scharlachrot ist in China die Farbe der Bräute und jungen Frauen im ersten Jahre der Ehe, eine Kaiserin hat ihnen in alter Zeit das Privilegium gegeben, scharlachrot — die königliche Farbe — tragen zu dürfen.

Ich war nicht so beschäftigt mit dem Anzug der Frau, daß ich nicht die Zärtlichkeit zwischen den Geschwistern hätte wahrnehmen können; besonders der Knabe scheint die Schwester schwärmerisch zu lieben, das sieht man in jedem seiner bewundernden Blicke; er hat den kleinen weißen Esel so hübsch herausstaffiert, um sie heimzuholen, sogar der Schwanz ist mit roten Bändern umwickelt und das Zaumzeug glänzt in Rot und Gold. Jetzt biegen sie von der Hauptstraße ab in einen Feldweg, an dessen Ende ein Haus steht und vor dem Hause eine Kinderschar, festlich gekleidet. Sie klatschen in die Hände und jauchzen, als der Esel mit seiner Reiterin um die Ecke biegt und auf dies Signal kommt ein stattlicher, schlanker Chinese aus dem Hause, gerade rechtzeitig, um seine Tochter vom Sattel zu heben, und mit herzlichem Kuß in die Arme zu schließen.

„Ehen werden im Himmel geschlossen"; an diesen Spruch glauben die Chinesen fester, als irgend eine andere Nation. Die zur Heirat nötigen Formalitäten werden ernst und feierlich wie religiöse Pflichten abgemacht. In jeder Stadt und jedem Dorfe sind Frauen angestellt, die sich ihren Lebensunterhalt dadurch erwerben und fast alle Verlobungen werden durch diese Freiwerberinnen abgeschlossen. Die Familie des jungen Mannes muß die ersten einleitenden Schritte thun, die

darin bestehen, daß seine Freiwerberin eine Karte mit Namen, Geburtsjahr und Stunde des jungen Mannes in das Haus der Erwählten trägt. Wird eine Karte mit Namen und Alter des Mädchens zurückgeschickt, so ist deren Familie der Verbindung nicht abgeneigt und die weiteren Verhandlungen können vor sich gehen. Die jungen Leute sehen einander erst am Hochzeitstage; nach der Trauungsceremonie führt der Bräutigam seine Braut in das Wohnzimmer seiner Mutter, die Familie schließt einen Kreis um das Paar und nun fällt der Schleier und der Bräutigam sieht oft zum erstenmal die Züge derjenigen, mit welcher er sein ganzes Leben zubringen muß. Unglückliche Ehen sind aber trotz dieses Verfahrens, bei welchem gegenseitige Neigung gar nicht mit ins Spiel kommt, eine große Seltenheit. Man nimmt an, daß die Götter ein Zeichen senden, wenn die Verlobung nicht nach ihrem Sinne ist. Ereignet sich also während der Verhandlungen ein Unglück in einer der Familien, ja geht auch nur etwas Wertvolles verloren, oder wird ein schönes Porzellangefäß zerschlagen, so werden die vorerwähnten Karten wieder ausgetauscht und alles ist zu Ende. Nimmt aber die Sache einen ungestörten Verlauf, so werden die beiden Karten mit rotseidenen Schnüren verknüpft und dieses geknüpfte Band kann erst, wie oben berichtet, nach dem Tode des Mannes wieder gelöst werden.

Eine chinesische Mitgift ist keine kleine Sache; ich habe einmal eine Ausstattung gesehen, die so groß war, daß sie von mehr als hundert Kulis getragen werden mußte, die Tragestangen waren alle mit rotem Seidenkrepp umwickelt. Ehe die Aussteuer abgeschickt wird, muß sie „geweiht" werden, damit kein übler Einfluß mit ihr in das Haus der Braut getragen werden kann. Den Tag vor der Hochzeit laden die Eltern der Braut alle Freunde zu einem Feste ein; die Braut

erscheint dabei im Brautkleide, das Haar nach Frauenweise aufgesteckt; während die Gäste speisen, muß sie die Abschieds-ceremonien erfüllen. Sie zündet den Hausgötzen Weihrauch an und betet zum letztenmal vor dem Hausaltar; dann kniet sie nieder vor den Großeltern, Eltern, Tanten und Onkeln und empfängt deren Segen; es ist ein ernster, oft sehr trauriger Abschied. Am Hochzeitsmorgen wird sie als „junge Frau" angeredet und mit einem großen, herrlich gestickten Schleier von rotem Krepp, der an einer blau und goldenen Krone befestigt ist, geschmückt; so daß Gesicht und Gestalt vollständig verhüllt sind. Unter heiterer Musik und Schwärmerknallen wird sie hinweggetragen in der Sänfte, die der Bräutigam den Tag vorher geschickt hat. Alles ist scharlachrot — Anzug, Sänfte, die Laternen selbst, mit dem Namen der Braut, die voraus-getragen werden. Von des Bräutigams Hause geht zur selben Zeit eine ähnliche Prozession aus; wenn beide Züge sich begegnen, so nehmen die Diener des Bräutigams die Sänfte in Empfang und andere tragen Laternen mit seinem Namen voraus; die Diener der Braut kehren nach Hause zurück. Bei der Trauung sitzt das junge Paar vor einem Altar, den die Priester in der Halle errichtet haben; die Braut muß übrigens geführt werden, da ihr Schleier fast un-durchsichtig ist. Die Herolde blasen einen Tusch, die Priester singen mit monotoner Stimme einige Verse, die Geiger und Harfner thun ihr Bestes oder Schlimmstes; wenn der Lärm seinen Höhepunkt erreicht hat, kniet das Paar nieder und betet an Himmel, Erde und des Bräutigams Vorfahren. Dann nehmen die Priester vom Altar zwei Becher, die mit rotseidenen Schnüren verbunden sind und füllen sie mit Wein. Der Bräutigam trinkt aus einem, der andere wird an die Lippen der Braut gehalten, der Schleier aber dabei nicht gehoben. Nun werden die Becher gewechselt, noch einmal daraus

getrunken, dann führt der Bräutigam die Braut in das Zimmer seiner Mutter; sie setzen sich auf das Sofa und er nimmt die Krone mit dem schweren Schleier ab. Die junge Frau ist nun für den Rest des ganzen Tages „ausgestellt“ und jeder der will, kann hereinkommen, um sie anzusehen; sie darf nicht sprechen, nicht lachen, sich nicht bewegen, muß dasitzen wie eine Statue und alle Bemerkungen über ihre Erscheinung, die oft sehr ungeniert abgegeben werden, mit anhören. Dies ist eine sehr ermüdende und unangenehme Ceremonie, besonders nach einer langen Reise und den Aufregungen des Tages und mehr als einmal kommt es vor, daß die Braut ohnmächtig zusammenbricht; ich selbst wurde einmal zu solchem armen Wesen gerufen, um Hilfe zu leisten.

Aber alle diese lästigen Formalitäten schrecken jung China doch nicht ab, sich auch einmal auf eigene Hand zu verloben. Manchmal stirbt eine Braut und dann hat der junge Mann eine Chance, sich durch eine gute Tante oder sonstige Vermittlerin eine Frau nach seinem eigenen Herzen zu verschaffen; viele chinesische Volkslieder besingen solche Abenteuer. Wenn er ein unternehmender Jüngling ist und litterarische Auszeichnung erlangt hat, so darf er große Karten, welche nur den Gelehrten zum Gebrauche zustehen, als Plakate anschlagen, mit der Anzeige, daß er nicht abgeneigt sei, der Schwiegersohn eines reichen Mannes zu werden. Dies wird häufig und mit Erfolg von armen, ehrgeizigen Studenten gethan. Mancher reiche Mann, der selbst keinen litterarischen Grad erreichen konnte, behält eine Tochter oder zwei unverlobt bei sich, in der Hoffnung, wenigstens einen studierten Schwiegersohn zu bekommen. Der Student muß dann den Familiennamen seines Schwiegervaters annehmen und tritt in alle Privilegien eines rechten Sohnes ein.

IX.

Einmal kamen wir in eine Stadt, in welcher gerade ein großes religiöses Fest abgehalten wurde. Es waren so viele Gäste dazu gekommen, daß wir anders keinen Platz fanden, als in einer ganz unheimlich aussehenden Herberge; später hörten wir, daß manche einsame Reisende in jenem Hause spurlos verschwunden seien, indessen wir hatten keine Wahl und mußten bleiben. Es geschah uns auch weiter nichts böses, als daß der Wirt am Morgen beim Aufbruch eine ungeheure Summe forderte und als wir uns weigerten, so viel zu zahlen, er und seine Knechte mit wilden Blicken nach ihren Schwertern liefen. Wir legten eine anständige Summe auf den Tisch und gingen ruhig hinaus auf die Straße, wo des Festes wegen schon reges Leben herrschte; bald kamen auch unsere Leute und Maultiere nach, der Wirt hatte die Sache doch nicht auf die Spitze treiben wollen.

Hier sahen wir auch ein großes Theater, aus Matten errichtet und recht geschmackvoll dekoriert, konnten aber leider die Vorstellung nicht abwarten. Es wird für ein verdienstliches Werk gehalten, wenn ein reicher Bürger dem Volke ein Schauspiel giebt, d. h. die Schauspieler bestellt und allein bezahlt; die Bühne wird gewöhnlich im Freien, meistens vor der Front eines Tempels aufgeschlagen und jeder, der Platz finden kann, mag hingehen und umsonst zusehen. Es werden meist historische Schauspiele gegeben und die Kostüme der betreffenden Zeit mit peinlicher Sorgfalt reproduziert. Das religiöse Element ist von der Bühne ausgeschlossen; Frauen dürfen nicht auf den Brettern erscheinen, ihre Rollen werden von Knaben dargestellt. Das chinesische Theater ist eine ganz harmlose Unterhaltung, auf Kunst darf es keine Ansprüche erheben und Thränen kann es nicht fließen machen.

Shang San Hien, wo wir zu Mittag aßen, ist keine hübsche Stadt, aber die Einwohner waren sehr freundlich, besonders die Frauen, die in großer Anzahl um meine Shendzle herum standen. Eine junge Mutter setzte mir ihr Baby auf den Schoß und sagte: „Da, Du kannst ihn haben.“ Der kleine Bursche lächelte mich an und fürchtete sich gar nicht; ich küßte und streichelte ihn dann gehörig und die hübsche Frau strahlte vor Freuden, daß ihre List, dem Kleinen Beachtung und Bewunderung zu verschaffen, so wohl geglückt war. Als wir aufbrachen, riefen sie uns alle nach: „Wann wollt ihr wiederkommen? Bleibt nicht so lange fort! Kommt doch bald zurück!“

In diesem Gasthaus sah ich auch die ersten weiblichen Polizisten; in China sind sehr viele Frauen bei der Polizei angestellt; was denken meine Schwestern im Westen zu solchem Posten? Sie wollen ja jetzt alles mögliche und unmögliche werden, warum nicht auch Polizisten? Diese Ya-Men Frauen sind leicht kenntlich, zwischen 35 bis 45 Jahren, groß und stark, mit lauter Stimme und entschiedenen Bewegungen. Wenn sie in den Hof von Gasthäusern kommen, so salutieren sie den Wirt und die Maultiertreiber. Ihr Charakter ist ehrenhaft, ihr Einkommen gut, aber ihre Stellung nicht beneidenswert. Nur Witwen dürfen diesen Posten bekleiden und erst, nachdem sie die Erlaubnis dazu von der Familie des verstorbenen Mannes haben. Einzelne weibliche Ärzte giebt es hier auch, die vom Gesetze anerkannt sind und unter den Frauen und Kindern gute Praxis haben.

Die Stadt ist sehr verfallen und schlecht gehalten, früher muß sie, der Anlage nach, ganz hübsch gewesen sein. Aus ihrer Blütezeit her stammen noch viele pei-lows (Ehrenbogen); auf dem Markte stand ein sehr altes pei-low mit Löwen verziert, die wie zum Sprunge bereit kauerten; auf

den moderneren pei-lows sitzen die Löwen gewöhnlich, grinsen einander an und halten den Globus oder spielen mit einem Löwenkätzchen. Gewöhnlich sind die chinesischen Nachbildungen von Tieren ziemlich naturgetreu, aber den Löwen geben sie ein- für allemal eine Mähne, die vom Kopfe bis zur Schwanzspitze reicht.

Vor den Thüren waren viele Männer beschäftigt, Seide zu winden; einer kam heran und beschenkte mich mit einem Strang der goldgelben glänzenden Seide, die jetzt von unsern vornehmen Damen so gerne getragen wird. Wie wenig weiß die stolze Dame im rauschenden Schleppkleide von dem Lande, aus welchem ihr Staat kommt, von seinen schönen Landschaften, seinem sonnigen Himmel. Noch weniger weiß sie von den vielen Händen, die alle mit daran geholfen haben, sie so prächtig zu kleiden. Ich wünschte, ich könnte ihnen alles zeigen oder malen. Die lieblichen Mädchen und braven Frauen, welche die Seidenwürmer pflegen, die rosigen Kinder, die mit emsigen, flinken Fingerchen Maulbeerblätter für die Tiere sammeln, alles Bilder des häuslichen Fleißes dieser Leute. Und dann würde ich sie und alle reichen Leute bitten, etwas von ihrem Überflusse zu geben, damit das Evangelium schneller und allgemeiner verbreitet werden kann unter diesen Menschen, die der frohen Botschaft so offene, willige Herzen entgegenbringen.

X.

Nicht lange, nachdem die Hügel, von denen die Stadt den Namen hat (Shang San Hien = Hügelstadt), sich in intensives duftiges Blau aufgelöst hatten, kamen wir nach Tsan Ping Hien, einer Stadt mit vielen Ehrenbogen. Der größte, mitten in der Stadt gelegen, ist so alt, daß sich nie-

mand erinnerte, gehört oder gelesen zu haben, in welchem Jahrhundert er erbaut worden sei. Es war ein ungeheures Monument, recht sorgfältig gearbeitet, einige Reliefffiguren hatten sogar künstlerischen Wert; ich zählte nicht weniger als 16 Löwen, 4 an jeder Seite, alle zusammengekauert, aber mit vorgestreckten Klauen.

Ein großer Markt wurde eben gehalten, alles was Menschen brauchen und wünschen können, von der Wiege bis zum Grabe, war wohl auf diesem Platze zu finden. Der Leser denke sich eine meilenlange Straße, an beiden Seiten mit Buden eingefaßt, zwischen denen ein Menschenstrom hin und wider flutet. Wenige Bauerfrauen gehen auf diesen Markt, aber ein chinesischer Ehemann ist gewöhnlich praktisch und man kann ihm die Einkäufe für den Haushalt anvertrauen. Getreidearten waren in Menge vorhanden, dann sah ich hübsche Matten, weiß und rot, weiß und grün u. s. w., Körbe, Besen, Kochgeschirr, Schuhe, Räucherpapier, gelbe und weiße Seide, Baumwolle, roh und gesponnen, hohe Stöße von Kleiderstoffen in den grellsten Farben. Da waren Konditor-, Lotterie-, Wahrsager- und Briefschreibe-Buden, ambulante Suppenküchen und geschwätzige Barbiere, Karawanen von gesattelten Eseln und Maultieren, Salz und Zuckerrohr, watschelnde Enten und schnatternde Gänse, fette Hühner und Spottvögel, die alle möglichen Töne nachahmten. Da war Brennholz und Kohlen, Tannzapfen und Kienspähne. Welche unzählige Menge von Menschen und Dingen, welches fremdartige Leben und Treiben unter dem Himmelsgewölbe, das ich nie wieder so hoch und blau gesehen habe wie dort! Einige der Buden blitzten und blinkten von falschen Schmucksachen und Juwelen, Ohrringen und Armbändern, Brochen und Halsketten. Als ich herantrat, mir die Herrlichkeiten anzusehen, holte der Verkäufer aus einem verschlossenen Fache verschiedene echte

Edelsteine und Schmucksachen und lud mich dringend zum Kaufen ein; es that mir leid, daß ich ihn enttäuschen mußte zum Danke für das Kompliment, welches er meinem Geschmack gezollt hatte. Da waren Bücher und künstliche Blumen, Ziersträucher und natürliche Blumen; die ganze Luft war erfüllt mit dem feinen, süßen Duft des Kwe wha, einer Pflanze, von der sich fast alle Marktleute einen Topf oder wenigstens einen kleinen Zweig erhandelten.

Mitten in diesem Gewirre hielten unsere Shendzles und die Bücher wurden ausgepackt, während das Volk in einer Weise herzuströmte, daß es uns den Weg versperrte; wir ließen also die Bücherverkäufer und suchten eine verhältnismäßig ruhige Vorstadt auf, damit wenigstens unsere armen Maultiere ihre wohlverdiente Rast finden könnten. Aber das kleinfüßige China folgte meiner Spur und drängte in solcher Menge nach, daß ich ernstlich fürchtete, die kleinen Kinder möchten zerdrückt oder zertreten werden. Die Männer opferten sich wirklich auf, um ihren Damen einen Blick auf die fremde Frau zu verschaffen. Stühle, Bänke, Tische und Leitern wurden aus den benachbarten Häusern geliehen, die Frauen darauf gestellt und von Vätern, Männern und Brüdern gehalten. Ein Murmeln lief durch die Menge „sie spricht unsere Sprache“ und dann wurde ich mit Fragen förmlich überschüttet. Ich stellte mich auf die Tragestangen der Shendzle, ragte so über alle Zuhörer hinweg und sagte ihnen, daß ich nach China gekommen wäre, weil ich seine Frauen liebte und sie etwas lehren wollte. Sobald ich sprach, lagerte sich tiefe Stille über die ganze Versammlung — eine Unterweisung für die Frauen war ihnen etwas ganz Neues! Da kam eine fremde Frau von weit, weit her und lehrte sie, gut und liebevoll zu sein, auch gegen die, welche sie gekränkt hätten, nicht mehr zu lügen (mit der Wahrheit nehmen die Chinesen es

leider gar nicht genau), ihren Launen nicht freien Lauf zu lassen, ihre Zunge im Zaum zu halten, an Gott und seinen Sohn, unsern Heiland, zu glauben, Ihm einen Altar in ihren Herzen zu errichten, die falschen Götzen und ihre Tempel zu meiden und fest zu glauben, daß der himmlische Vater auch die chinesischen Frauen zur ewigen Seligkeit berufen habe.

Die Männer nickten und sagten: „Gut! Das ist sehr schön! Sehr recht und wahr!" Die Frauen murmelten Zustimmung und Dank. Dann eine Pause — neue Zuhörer und neue Ansprache; kein ungehöriges Wort, kein Widerspruch wurde laut, alle waren höflich und freundlich, einige luden mich ein, in ihre Häuser zu kommen. Ich dankte aber und sagte, sie würden es schwierig finden, die Menge abzuhalten oder unterzubringen. Viele sagten: „Kommet doch recht bald wieder."

Ein eleganter Wagen hatte lange Zeit in Hörweite stille gehalten; die darin sitzende Dame hatte einen Theetopf in einem geflochtenen, wattierten Körbchen bei sich. Sie ließ ihn in der nahegelegenen Herberge mit kochendem Wasser füllen und sandte gleich darauf ihre kleine Tochter zu mir, in den Armen eines Bedienten. Das Kind trug eine Tasse Thee, in der Untertasse lagen verschiedene Kuchen und Bisquits. Das war sehr freundlich von der Dame, der Thee war mir eine wirkliche Erquickung nach der Hitze, dem Staube und dem vielen Sprechen. Von meiner Stange aus grüßte ich, d. h. schüttelte meine Hände gegen sie, in Anerkennung der zarten Aufmerksamkeit, und sie erwiderte freundlich lächelnd den Salaam. Als ich den Thee getrunken hatte, gab ich der Kleinen die Tasse zurück und beschenkte sie mit einer kolorierten Jugendschrift. Die Mutter dachte wohl, sie hätte mir nicht genügend dafür gedankt und der Bediente brachte sie noch einmal zurück. In allerliebster Weise legte sie nun die Händchen zusammen und dankte in wohlgesetzten Worten.

Sie war gekleidet in eine hellgrüne seidene Jacke, scharlachrote Höschen und blaue Atlas-Schuhe; es sah aus, als ob der Mann einen riesigen Schmetterling gefangen hätte, wie er sie wieder forttrug. Nach einer Weile kamen die Bücherhändler zurück, begleitet von allen Marktleuten; unter unbeschreiblichem Drängen, Schieben und Stoßen — alles unfreiwillig, absichtlich würde uns keiner zu nahe gekommen sein — machten wir uns wieder auf den Weg.

Unmittelbar außerhalb der Thore sahen wir hier wie bei jeder größeren Stadt viele Gräber, meistens Gräber von Armen und Fremden. Im elften Jahrhundert hatte die Leichenverbrennung sehr überhand genommen, anfänglich von den Priestern nur im Interesse der Armen begünstigt, welche keine Begräbniskosten bezahlen konnten. Aber nach und nach verbrannten sie auch die Reichen und eigneten sich die Legate zu, welche zum Begräbnis und Opfer für die Götter ausgesetzt waren. Sie sammelten dabei große Reichtümer, bis die Regierung im Jahre 1157 die Leichenverbrennung verbot und Begräbnisstätten für die Armen anwies. Die Priester fügten sich sehr unwillig und sehr allmählich. Selbst bis auf den heutigen Tag kommen noch einzelne Verbrennungen vor, so z. B. werden die Leichen der angesehensten Buddha-Priester verbrannt, auch die Leichen von Fremden, wenn sie nicht von irgend einem Bürger rekognosziert werden können.

Die Chinesen glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode; jedes Grab, das wir passieren, giebt Zeugnis dafür; es ist Frühling jetzt und auf jedem Grabhügel liegt ein viereckig ausgeschnittenes Stück frischen Rasens, zum Zeichen, daß auch für den darunter Schlafenden der Frühling noch einmal anbrechen wird.

Bald nachher begegneten wir einer stattlichen Kavalkade, die einen Sarg von Peking brachte; er war mit blauem Tuche

bezogen und hatte goldene Handgriffe und Verzierungen; das Bahrtuch bestand aus scharlachrotem Filz. Ein durchsichtiges silbergraues Öltuch spannte sich über Sarg und Bahre und oben darauf stand ein Käfig, in welchem ein weißer Hahn mit doppeltem Kamm bei reichlichem Futter ein ganz vergnügtes Leben führte. Von dem Käfig herab flatterte eine dreieckige Fahne aus gelbem Atlas mit den Titeln des toten Mandarins in großen schwarzen Lettern. Am Kopfende des Sarges befand sich ein gleiches Stück Atlas, bedruckt mit den Namen der Tugenden des Verstorbenen. Der weiße Hahn darf nie fehlen, wenn ein Sarg transportiert wird; man glaubt, daß dieser Vogel die Seele des Verstorbenen bewegen kann, dem Körper nachzufolgen. Es ist der Wunsch jedes Chinesen, „zu seinen Vätern versammelt zu werden", bei seinem letzten langen Schlaf neben seinen vorausgegangenen Lieben zu ruhen; so werden oft die größten, verdienstvollsten Staatsmänner und Gelehrten in irgend einem kleinen obskuren Dorfkirchhofe bestattet. China hat keine Westminster-Abtey und St. Pauls-Kathedrale für seine großen Männer und der Chinese, lebendig oder tot, hält sich mehr zur Familie, als zur Nation.

XI.

Es war nicht weit von Then Ping Hien nach Chang Hien, wo wir vier große Wasserräder in voller Arbeit sahen; es giebt hier Wasser die Fülle, wenn die Leute nur nicht so sparsam damit wären; wir aßen in einer Herberge, die wegen ihres Schmutzes verrufen und mit vorsündflutlichen Spinnweben geschmückt war. Hier werden viele Kohlen gebrannt und verkauft, vielleicht ist dies der Grund, weshalb die Leute alle so schmutzig aussehen. Als wir uns Tshi-nan-foo näherten, wurde

die Landstraße weiter, aber nicht besser. Der Verkehr der unzähligen Maultiere und Ochsen hat sie stark mitgenommen und die Polizei sieht die Sache mit großer Gemütsruhe an. Immer näher kommen wir diesem Sitz der Civilisation, der Hauptstadt von Shan-tung. Ganz Schottland hat noch nicht vier Millionen Einwohner, Shan-tung aber hat deren dreißig. Es ist eine reiche Provinz, sie hat Kohlen, Eisen, Silber und Blei in Menge nebst schönem Bauholz. Man findet dort fast durchgängig schöne Menschen und die berühmtesten Gelehrten sind aus Shan-tung hervorgegangen. Wir kommen in die Städte der Parias, wo Hunde und Schweine allein mit der Straßenreinigung betraut sind; der Schmutz ist in solchen Orten wie ein dickflüssiger Strom; wenn man sich aber beklagt, so erscheint ein ganz eigener Ausdruck auf den Gesichtern der Chinesen, welcher deutlich sagt: „Wenn euch unsere Straßen nicht anstehen, könnt ihr ja zu Hause bleiben.“ Jetzt kommen wir an dem „Schildwacht-Hügel“ vorbei, der wirklich wie eine riesige Schildwacht den Eingang zur Stadt hütet. Er steht ganz isoliert und soll früher ein Vulkan gewesen sein.

Gegen Abend erreichten wir das hübsche, von der untergehenden Sonne vergoldete Thor, passierten mehrere breite, hier gut gehaltene Straßen und kehrten nahe bei einer Moschee in einem geräumigen Hofe ein. Ungefähr fünfzig Maultiere waren schon dort, manche wälzten sich im Sande, vor Vergnügen, daß man ihnen die schweren Packsättel abgenommen hatte, andere standen an den Krippen, die reichlich mit Kleie und Bohnen gefüllt waren. Die Herberge war schon recht alt, aber sauber und luftig; sie enthielt viele kleine Zimmer und diese waren alle besetzt, denn fünfzehntausend Studenten waren zu den bevorstehenden Prüfungen in die Stadt gekommen. Wir konnten von unserem Zimmer aus viele der Studenten beobachten; sie unterhielten sich eifrig

über Examensangelegenheiten, waren aber sehr gesetzt und ruhig. Übrigens sollen sie dies nur vor dem Examen sein; wenn es aber überstanden ist, soll die so lange zurückgehaltene Jugendlust in tausend mutwilligen, tollen Streichen ausbrechen. Die Mandarinen halten auf strenge Ordnung, und da außerdem das Examen erst seinen Anfang nahm, hatten wir nichts zu befürchten.

Am nächsten Morgen gingen wir aus, die berühmte Stadt anzusehen, besonders die schönen Läden. Jeder Ladenbesitzer wetteifert mit seinem Nachbar, wer den glänzendsten Lack, die schreiendsten Farben, die reichste Vergoldung aufweisen kann; Scharlach, Grün, Schwarz und Gold leuchtet überall und blendet fast die Augen. Jeder Laden hat lange Ladentische, die Thee- und Seidenhändler stellen ihre Waren nicht darauf aus, verzieren aber die Tische reichlich mit Blumentöpfen und blühenden Zwergbäumen. Die Ladendiener sind junge, reich gekleidete Männer, freundlich und zuvorkommend. Die schönsten Gebäude sind: die katholische Kirche in gotischem Stil, mit großem goldenen Kreuz auf der Turmspitze und die Moschee mit ihrem silbernen Halbmond. Diese zwei Gebäude liefern auch einen Beweis für die immer wachsende Toleranz der Chinesen und erinnern die hierherströmenden Studenten unabläßig daran, daß es noch andere Glaubenslehren giebt, als die ihres Confuzius.

Um der Hitze und dem Straßenstaub zu entfliehen, gingen wir an den wunderschönen See, welcher innerhalb der Stadtmauern liegt und mieteten eins der vielen buntbemalten Vergnügungsboote. Wir träumten uns im Feenlande, als die Gondel leicht über den glänzenden See hinglitt, aus einer Allee in die andere, denn der See ist in Alleen abgeteilt durch ineinanderhängende Flösse von feinem Drahtwerk, die am Boden des Sees an Stangen oder Steinen ankern. Auf

den Flössen nun hat man Rasen und Erde aufgehäuft, junge Bäume und tausend verschiedene Blumen gepflanzt. Rote und weiße Lotosblumen mit ihren schönen Blättern bedeckten das Wasser nach allen Richtungen hin und viele Männer ruderten in Fässern umher und sammelten diese breiten Blätter, die, wenn getrocknet, die Stelle von Packpapier vertreten. Ich fragte, warum sie nicht Boote nähmen, und sie sagten, daß Fässer zu ihrem Zwecke geeigneter seien, weil sie die Lotospflanzen und schwimmenden Gärten nicht so beschädigten, als Boote es thun würden. Wir segelten weiter und kamen zu einer Felseninsel, auf der verschiedene kleine Paläste erbaut waren. Die zahlreichen Müßiggänger aus dem lebenslustigen Tshi-nan-foo tranken dort eben ihren Nachmittagsthee. Die Blumen dufteten dort ganz betäubend, die bunten Kleider der Stutzer und der jüngeren Studenten leuchteten weithin, Himmel und Wasser strahlte in klarem, tiefem Blau.

War dies wirklich China oder standen wir unter dem Zauberbann Aladdins, der irgendwo hierherum gelebt haben soll? Wir nahmen Platz und ich beobachtete eine Gruppe von jungen, reichen Chinesen, die an der steinernen Balustrade lehnten und lustig plauderten. Sie bewegten ihre Fächer mit vieler Grazie, hielten sich sichtlich für den Mittelpunkt aller bewundernden Augen und, zu stolz, gemeine Neugier zu zeigen und die fremde Frau geradezu anzustarren, warfen sie doch manche verstohlene Blicke auf diese Probe westlichen Barbarentums.

Nachdem wir so den Nachmittag in angenehmster Weise verlebt hatten, schifften wir uns gegen Abend wieder in unserer prächtigen Gondel ein und steuerten einem Tempel zu, den wir noch besichtigen wollten. Da sank plötzlich die Sonne unter, eine Glocke läutete, sämtliche Boote hielten an und tiefes Stillschweigen herrschte überall. Eine Gruppe Männer

und eine Gruppe Frauen, geführt von je einer Priesterin, kamen langsam die breiten Tempelstufen herab, dem See zu. Gleich darauf blitzte es am Fuß der Treppe auf wie ein Feuerfunken, der zu einer Flamme anwuchs und wieder und wieder, bis das Wasser mit tanzenden Lichtern bedeckt war. Einige kamen uns so nahe, daß wir sehen konnten; es waren die berühmten Lotoslaternen, bestehend aus kleinen, hölzernen Näpfen, umgeben von sehr künstlich gemachten und gefärbten Lotosblumen; die Näpfe waren mit Öl gefüllt und mit starken Dochten versehen. Der Ursprung dieser Sitte, die Lampen schwimmen zu lassen, ist zurückzuführen auf die Pietät von Angehörigen derjenigen Personen, welche im See ertrunken sind: sie wollen ihnen wenigstens einmal im Jahr das von Priestern geweihte Licht zu teil werden lassen. Jetzt sprechen auch wohl noch andere Gründe mit, sonst hätte man annehmen müssen, die Hälfte der Einwohner von Tshi-nan-foo sei in jenem See ertrunken. Später sagte man mir auch, daß die meisten Lampen ebenso viele Fragen an das Schicksal sind. Da will ein Kaufmann wissen, wie es dem Schiffe ergehen wird, das er nächstens aussendet; jene Lampe soll anzeigen, wie lange ein geliebtes Leben währen wird. Zuweilen werden zwei Lampen nebeneinander abgeschickt, trennen sich dieselben, so wird auch die Verlobung der beiden Personen, welche die Lampen repräsentieren, gelöst; oder, schlimmer noch, erlischt die Lampe des Mannes, so muß die Frau als Witwe zurückbleiben, ein Los, das in China vor allen andern gefürchtet wird. Mit fieberhafter Aufregung folgten die Eigentümer den kleinen, bunten Lämpchen, wie der leichte Abendwind sie hin und her schaukelte. Einige flackerten hell auf und erloschen dann, andere brannten mit ruhigem, stetem Licht und verschwanden in der Ferne; wieder andere gerieten in Schlingpflanzen und kamen nicht vorwärts, während einzelne durch



Ein chinesischer Tempel.

Grashalme nur kurze Zeit aufgehalten werden konnten, dann flammten die Halme auf und die falschen Propheten waren wieder frei.

Wir verfolgten ebenfalls mit lebhaftem Interesse die ganze Scene, freilich nur des hübschen Anblicks wegen, bis auch der letzte Funke erloschen war und jeder sich wieder heimwärts wandte, fröhlich oder traurig, je nachdem das Schicksal für oder wider ihn entschieden hatte. Wir holten tief Atem, wie um den Bann dieser magischen Scene abzuschütteln und in die Wirklichkeit zurückzukehren. Nun setzten die Bootsleute wieder ihre Ruder ein und bald landeten wir beim Tempel, und nachdem wir diesen, einen der schönsten in China, angesehen hatten, gingen wir bei klarem Mondschein in unser Gasthaus zurück und kamen unterwegs zu der Ansicht, daß die Chinesen keineswegs so prosaisch sind, als man sie gewöhnlich darstellt.

Am nächsten Morgen sandten wir zeitig unsere Shendzles voraus, daß sie uns an der Moschee erwarten sollten. Als wir die Hauptstraße entlang gingen, stieg eben die Sonne klar und feurig am Himmel auf und zeigte uns eine traurige Prozession, die langsam aus einer Seitenstraße herankam: Vier Männer trugen eine Bahre, viel Volk lief nach; auf der Bahre lag ein ganz junger Mann, sein Gesicht war fein und edel, neben der kalten Hand lag ein Tintenstein und ein Paket Bücher. Die Träger mußten dicht an uns vorbei und unser Führer sprach sie an. Sie sagten, dieser junge Mann, der vor einer Stunde etwa gestorben, sei gar nicht krank gewesen, er hatte nur einigemale tief geseufzt — dann war alles vorüber. Er war sehr talentvoll, der einzige Sohn einer reichen Familie und erst vor einigen Tagen des Examens wegen zur Stadt gekommen. Daß er reich war, konnte man an den Kleidern und der schweren Seide des Kopfkissens und

der Decke sehen. Jetzt wurde er in die Totenkapelle getragen und von dort wollten ihn später die Freunde mit einem Sarge abholen. Ich mußte an den gestrigen Nachmittag denken — vielleicht war jener stille, bleiche Jüngling dort gestern noch der Fröhlichste von all den jungen Studenten auf der Insel gewesen! Welche Hoffnungen mit ihm starben, kann ich nicht sagen, aber ich trauerte für die Seinigen, die noch nicht von seinem Tode wissen konnten.

Der Toten-Tempel ist in jeder Stadt und jedem größeren Dorfe unerläßlich, weil das chinesische Gesetz den Privatleuten verbietet, Tote in den Häusern zu beherbergen. Wenn ein armer Mann in der Fremde stirbt, so erhält er auf Kosten des Magistrats Sarg und Begräbnis. Reiche hingegen liegen oft sehr lange in der Totenkapelle, bis die Anverwandten ein standesgemäßes Begräbnis vorbereitet haben.

Jeder Landeigentümer wird zur Verantwortung gezogen für die plötzlichen Todesfälle, welche sich auf seinem Grundstücke ereignen. Fremde, die unterwegs erkranken, werden daher von den ängstlichen Hauswirten sofort aufgepackt und nach Hause geschickt, wenn auch ihr Zustand oft die Reise unmöglich macht und dies grausame Verfahren oft unmittelbaren Tod zur Folge hat. Ein wohlerzogener Chinese kann den Gedanken nicht ertragen, in eines Freundes Hause zu sterben, weil er weiß, daß diesem ungeheure Kosten und noch größere Unannehmlichkeiten daraus entstehen würden. Die raffinierteste Rache an einem Feinde besteht darin, Selbstmord auf seinem Grund und Boden zu begehen; ein solcher Fall wurde mir kürzlich mitgeteilt. Ein großes, schönes Haus war eben vollendet worden; einer der Zimmerleute hatte mit dem Hausherrn Streit gehabt, glaubte sich von ihm schwer beleidigt und beschloß, sich exemplarisch zu rächen. Er ging deshalb in das beste Zimmer, verriegelte die Thür und erhängte sich.

Lange Zeit verging, ehe die Thür geöffnet wurde — man denke sich das Entsetzen des Hausherrn, als dies endlich geschah. Er wurde sofort vor Gericht gestellt, saß lange im Gefängnis, mußte harte Geldbußen zahlen und war, kurz gesagt, ruiniert. Das Haus fand weder Käufer noch Mieter und stand lange Zeit leer; endlich kam viel Einquartierung in die Stadt und die beherzten Soldaten benutzten das unter einem unglücklichen Stern gebaute Haus als Kaserne.

XII.

Südöstlich von Tshi-nan-foo führt eine Hügelstraße in den interessantesten Teil von Shan-tung. Wir befinden uns jetzt im klassischen China und benutzen eine Landkarte, die vor zwölfhundert Jahren gemacht worden ist. Immer und immer wieder sahen wir nach der mächtigen Stadt zurück, in der wir zehn glückliche Tage verlebt und viel Liebe und Freundlichkeit erfahren hatten.

Von den etwa 250 Frauen, welche ich kennen gelernt hatte, war eine ganze Anzahl sehr religiös; manche von ihnen hatten seit zwanzig bis dreißig Jahren nicht einmal unterlassen, den Tempel zu besuchen, am Neumond und Vollmond, sowie am ersten und fünfzehnten jedes chinesischen Monats. Einigen Götzen wird besondere Wunderkraft zugeschrieben und ich hörte die Frauen eifrig die verschiedenen Vorzüge ihrer Lieblingsgötter rühmen. Mit religiöser Gleichgiltigkeit also, diesem geistigen Tode, haben wir es hier nicht zu thun, es gilt aber, die wahre Gottesverehrung an Stelle der falschen zu pflanzen; möge uns dies mehr und mehr gelingen!

Wir hielten in einer kleinen, sauberen Herberge, die angefüllt war von vielen Frauen in ihren besten Kleidern; das Gerücht von der Ankunft einer fremden Dame war uns voraus-

geeilt und sie hatten alles stehen und liegen lassen, um diesen seltenen Anblick zu genießen. Das Interesse wuchs noch, als ich anfing chinesisch zu sprechen und zeigte, daß ich mit chinesischen Haushalts- und Familienangelegenheiten vertraut war, und sie fragten und lauschten und hatten bald über der teilnehmenden Frau die fremde Dame vergessen.

Freudig und willig hörten sie von dem Heiland der Welt, der für chinesische Frauen ebensowohl wie für die Männer gestorben sei und ließen mich endlich nur unter der Bedingung in mein Zimmer gehen, daß ich am Abend weiter mit ihnen reden müsse. Aber kaum hatte ich mich von dem ärgsten Staube befreit und meine Kleider gewechselt, da ließ eine der reichsten Familien des Ortes mich in ihr Haus einladen. Sie gaben der Einladung Nachdruck durch einen Grund, der in China nie seine Wirkung verfehlt — *Pietät* vor dem Alter. Die 83jährige Urgroßmutter wünschte so sehr, mich zu sehen und sie könnte doch nicht selbst kommen. Der Überbringer der Einladung war ein hübscher, junger Mann mit intelligentem Gesicht; er hatte meinen Mann bei einem früheren Besuche desselben schon gesehen und begrüßte ihn wie einen alten Freund.

Nach kurzer Rast ging ich denn zu dem bezeichneten Hause und wurde in eine große Versammlung vornehmer Damen eingeführt, die nicht nach dem Gasthause kommen konnten, ihre Neugierde zu befriedigen, da sie zur Elite des Ortes gehörten. Da waren lächelnde, frische Mädchen, würdige, schweigsame Frauen, stattliche, ältere Damen, fragelustige Großmütter, umgeben von vielen Dienerinnen und Kindern. In der Mitte saß, wie eine Königin, die Hof hält, die 83jährige Urgroßmutter; sie war, was chinesische Frauen in hohem Alter sehr selten sind, eine wahrhaft schöne Matrone. Sie hatte zarte Farben und dunkle, lebhafte, noch ganz ungetrübte Augen.

Ihr Haar war schneeweiß und so voll, daß sie nicht die Kopfbinde der alten Frauen zu tragen brauchte und ihr Anzug von hellblauer Seide stach schön ab gegen diese weiße Flechtenkrone. Zweiundvierzig Jahre lang hatte sie nun den Haushalt allein regiert und ruhige, selbstbewußte Würde, verbunden mit großer Herzensgüte und Freundlichkeit, sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus. Thee, Kuchen und Pfeifen wurden jetzt herumgereicht und eine lebhafte Unterhaltung begann, geleitet von der alten Tai-Tai. Die jungen Mädchen kritisierten mittlerweile meinen Anzug, kicherten über meine ungeheuerlichen Füße und äußerten ihr Wohlgefallen darüber, daß ich ihre Sprache redete. Nach einiger Zeit hörte ich sie verwundert fragen, warum Mae Koo (Mairöschen) nicht hier sei? Ihre Mutter, eine rüstige Dame von einigen 40 Jahren, antwortete: „O, sie ist die letzten drei Monate so träge gewesen, sie hat nicht einmal ein Paar Schuhe fertig gestickt. Tag für Tag habe ich gescholten, aber da alles nichts half, habe ich sie heute bestraft.“

„Wie alt ist sie?“ fragte ich.

„Siebzehn Jahre,“ war die Antwort.

Ich wunderte mich, was das für eine Strafe sein könnte, die man einem so großen Mädchen zugedacht hätte und wünschte, neue Zustände des häuslichen Lebens in den Frauengemächern kennen zu lernen; deshalb fragte ich, ob ich die junge Dame sehen dürfe?

Die Freundinnen lachten, aber die Mutter sagte: „O ja, komme nur, sie wird sich freuen, Dich zu sehen.“ Sie führte mich durch einen langen Korridor, schlug am Ende desselben einen buntseidenen Vorhang zurück und bat mich, einzutreten.

Ich fand mich in einem sauberen, kleinen Raum mit vielen Blumen und kunstvoll geschnitzten Figuren und Kästchen, aber von der Bewohnerin war keine Spur zu sehen; — in einer

Ecke stand die steinerne Bettstelle, umgeben von einem zwei Fuß hohen durchbrochenen Holzgitter, und dahinter stand ein außerordentlich hübsches, junges Mädchen, mit beiden Daumen an das Gitter festgebunden! Die seidene Schnur war so geschickt um die kleinen Hände befestigt, daß jeder Versuch, sich davon zu befreien, die Schlinge nur fester anzog; diese Strafe war zwar nicht schmerzhaft, aber doch demütigend genug, um jedes Mädchen gründlich von Trägheit zu kurieren. Vor ihr ausgebreitet lag eine wirre Masse von Seiden- und Atlasstückchen, halbfertige Schuhe, unfertige Stickereien und in hoffnungslosem Durcheinander bunte Seidenfäden und Schnüre. Diese mußte sie ansehen und jeder Faden sollte ihr ein stummer Vorwurf sein.

„Da ist Fräulein Trägheit," sagte die Mutter, „und da sind ihre Arbeiten, die alle längst fertig sein sollten! Wie will ein junges Mädchen mit ihrer Aussteuer fertig werden, wenn sie nicht ernstlich dabei anfängt?"

„Aber jetzt ist sie genug gestraft und Du wirst sie losbinden, nicht wahr?" bat ich.

Das Mädchen sah mich überrascht an, als ich sprach und nickte mir freundlich zu; sie war jetzt noch viel hübscher als zuvor mit dem halb beschämten, halb mürrischen Ausdruck. Ich fügte hinzu: „Hoffentlich wirst Du von jetzt an mehr Vergnügen an so hübschen Arbeiten finden und citierte einige hierauf bezügliche Stellen aus einem klassischen Buche für Frauen, wobei die junge Schönheit errötete und den Kopf hängen ließ. Dann sagte die Mutter: „Ich werde Mae Fang schicken, die kann Dich losbinden, ich habe nicht Lust, hinauf zu klettern." Nun gingen wir und Mae Fang that ihre Pflicht an Mairöschen, aber diese war nicht zu bewegen, sich der Gesellschaft anzuschließen, das konnte man nach dem Vorangegangenen auch nicht erwarten. Jede chinesische Mutter hält



Vornehme chinesische Frau.

ihre Töchter zeitig zu allerhand Handarbeiten an, und diese sind auch ein wahrer Segen bei dem zurückgezogenen Leben, welches die Frauen hier führen müssen, wie es früher im Abendlande die Tapetenstickereien in ähnlicher Weise für Edelfrauen und Nonnen waren. Die Mädchen zeichnen sich gewöhnlich die Muster für ihre Stickereien selbst und sind mit dem Bleistifte ebenso geschickt, wie mit der Nadel.

In dem Li-Ki, einem Gesetzbuche aus dem 8. Jahrhundert, stehen folgende Gesetze für das häusliche Leben des weiblichen Geschlechts: „Vom zehnten Jahre an sollen die Mädchen nicht mehr auf der Straße spielen. Eine Witwe soll sie Sanftmut, Grazie und Gehorsam lehren. Sie sollen lernen, wie man mit Hanf, Flachs und Seidenkokons umgeht. Sie sollen sich selbst ihre Kleider machen und lernen, wie man Fleisch, Saucen und Eingemachtes zubereitet. Bei den Opferdiensten sollen sie mit zugegen sein. In ihrem fünfzehnten Jahre sollen sie Haarschmuck erhalten, goldene oder silberne Nadeln, zum Zeichen, daß sie erwachsen sind. In ihrem zwanzigsten Jahre sollen sie verheiratet werden; wenn sie aber um einen nahen Verwandten trauern, muß die Heirat bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Jahre hinausgeschoben werden." Die Häuslichkeit, in welcher ich mich eben zu Gaste befand, war eine genau nach allen Riten des Li-Ki geregelte und es herrschte eine musterhafte Ordnung darin. Ich verließ ungern die freundlichen Räume und noch freundlicheren Gesichter, denen die reine Bergluft eine ganz besondere Frische und Blüte verliehen hatte.

Die folgende Nacht war bitter kalt, besonders gegen Sonnenaufgang, als wir uns schon wieder auf der rauhen, steinigen Straße befanden. Jeder Hügel, den wir jetzt passieren, hat eine Geschichte und viele Tempel sind hier errichtet, zum Andenken großer, gelehrter Männer. Jener dort gilt den In-

genieuren, deren Geschicklichkeit bei der gefährlichen Überschwemmung des gelben Flusses China rettete. Jedem hervorragenden Verdienste ist hier ein Tempel oder doch wenigstens eine Gedenktafel errichtet und viele Monumente erzählen von Besuchen der Kaiser in den Tempeln der Weisen. Ein Monument datiert aus dem Jahre 2597 v. Chr.

Wir passierten den schönen Wan-Strom, berühmt durch seine singenden Steine; einige derselben, die wir am Ufer auflasen, gaben einen hellen, reinen Ton; je größer der Stein ist, desto tiefer klingt sein Ton. Eine Steuer ist auf diese Steine gelegt, schon seit 2000 v. Chr. und in dem Verzeichnis der Kaiserlichen Instrumente werden sie ebenfalls erwähnt. Im Orchester stehen oder hängen sie in einem Rahmen und sind zu Tonleitern gestimmt.

Die Dörfer, an denen wir vorbeikamen, gewährten *einen* sehr komischen Anblick, da alle Dächer, Wände, oft noch Thüren und Fenster mit großen Papierbogen bedeckt waren, die zum Trocknen und Bleichen aushingen; es war übrigens recht grobes, lockeres Papier, aus Stroh und alten Stricken fabriziert.

Nachmittags kam uns der besuchteste Wallfahrtsort in Shan-Tung in Sicht, der Tai-Shan, welcher der höchste Pik in einer langen Hügelkette ist. Schon von weitem können wir seine Tempel unterscheiden, deren hochrote Wände und vergoldete Dächer sich lebhaft von dem grünen Hintergrunde der Waldungen abheben. Am Fuße des Berges liegt die Stadt Tai-ngan-foo, die zur Zeit der Wallfahrten von Pilgern schwärmt, vom Greis am Krückstock bis zum Kinde, das kaum gehen gelernt hat. Jetzt war es still auf den Straßen und wir hatten den großen Gasthof, der ein paar Hundert Pilgerzellen enthielt, allein für uns. Der Wirt empfing uns höflich, zeigte aber eine so entschiedene Abneigung,

etwas für uns kochen zu lassen, daß wir unser Abendessen in der nächsten Garküche bestellten. Es wurde bald geschickt und war so wohlschmeckend zubereitet und so zierlich serviert, wie man es oft nicht einmal in feinen Restaurants findet.

Der Abend war herrlich und wir gingen in den Tempel, welcher dem Gotte des Berges — dem vornehmsten der fünf heiligen Berge in China — geweiht ist. Fast fünftausend Jahre hat Generation nach Generation hier angebetet, Herrscher und Unterthan auf denselben Stufen knieend, und immer noch kommen Jahr für Jahr Scharen von Betern aus weiter Ferne. Über der Tempelthür steht eine Marmortafel mit der Inschrift: „Tai Shan hat die Macht, Glückseligkeit zu verleihen.“ Überall, im Osten wie im Westen dasselbe Suchen und Streben nach Glückseligkeit! Das Menschenherz sehnt sich eben nach dem Zustande, für welchen es ursprünglich bestimmt war. Wann wird endlich die Welt Leben und volles Genüge finden in Dem, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Die Tempelstraße heißt „Der Weg zum Himmel“ und führt zu dem nach Süden gelegenen Hauptthore, das in fünf Abteilungen zerfällt. Die mittelste ist nur für die kaiserlichen Herrschaften, die zwei nächstliegenden für Magistratspersonen, die zwei äußeren für das Volk. Neunzig Pfeiler, purpurrot lackiert, einige von 45 Fuß Höhe, tragen die runde Tempelhalle, die fast eine Viertelmeile im Umfang hat. Es würde einen ganzen Tag kosten, wollte man alle die Galerien, Schnitzwerke und Monumente auch nur flüchtig ansehen. Und die Natur hat auch viel für diesen Platz gethan; die zahlreichen Cypressen und Lebensbäume waren von ungewöhnlicher Größe und Üppigkeit und weicher, grüner Rasen bedeckte die Höfe und Alleen. Hier und da standen Tische, an denen Thee verkauft wurde und Litteraten saßen um dieselben herum, in

gelehrte Gespräche vertieft; sonst war alles leer, aber während der Pilgerfahrten werden Jahrmärkte, Theater, Auktionen u. s. w. in den Höfen abgehalten.

XIII.

Für den Abend war es nun zu spät geworden, in den Tempel zu gehen, aber zeitig am nächsten Morgen standen wir vor der großen Pforte, die schon geöffnet war. Gegenüber, unter einer Veranda, saßen Gruppen von vornehmen Frauen mit ihren Dienerinnen. Die zwei vornehmsten kamen mir bis in die Mitte der Vorhalle entgegen und stellten mich den Übrigen dann vor. Wir hatten einen recht angenehmen Morgen und sprachen viel über chinesische und englische Zustände; von der Königin Viktoria wollten sie besonders *viel* hören.

„Wie groß sind ihre Füße?“ lautete die erste Frage.

„Ich denke, so groß wie die Füße der jetzigen Kaiserin von China,“ war meine Antwort.

„O ja, die hohe, erlauchte Kaiserin hat große Füße, sie ist eine Mandschu.“

Sie gaben sich viel Mühe, um alles zu zeigen, das irgend sehenswert für mich wäre, z. B. die Mauer, in welcher die Schüler des Confuzius seine Schriften versteckt hatten vor dem barbarischen Kaiser, dessen leeren Obelisk ich gesehen hatte und der „alle Bücher verbrannte“; — die Nation hatte ihm einen leeren Obelisken errichtet, weil sie keinerlei Tugenden von ihm zu verzeichnen hatte. Natürlich hatte er an dem Geburtsorte von Confuzius mit besonderer Umständlichkeit suchen lassen, aber diese Schriften doch nicht gefunden. Es amüsierte sie sehr, daß die Königin Viktoria auch Bücher schreibt.

In diesem Tempel wurden die zum Gottesdienste verwandten Instrumente aufbewahrt und eine junge Frau, um mich zu unterhalten, nahm eine der Harfen und begleitete sich darauf ganz melodisch zu dem bekannten Liede: „The mo lee wha (die Jasminblüte)“.

Jeder der zahlreichen Marmorpfeiler lief in einen kunstvoll gemeißelten Drachen aus. Das ganze Gebäude war peinlich sauber gehalten, selbst an den Dachtraufen waren Drahtgitter angebracht, um die Vögel abzuhalten. Die Bildsäule des Confuzius ist 18 Fuß hoch, bunt gemalt und umgeben von schweren seidenen Vorhängen in den brillantesten Farben. Der wichtigste Teil des Tempels war ihnen aber das Pai-wai, die Gedenktafel, vor welcher man anbetet und in der seine Seele ruhen soll.

Endlich erreichten wir die Predigthalle und fanden dort ein elegantes Frühstück unser wartend: Thee, allerlei Kuchen, eingemachte Früchte und köstliches Gefrorenes; auf jedem Kuchen stand der Name des Herzogs der Provinz in rotem Zuckerguß. Nach dem Tiffin mußte ich noch drei Tempel ansehen, welche zu Ehren von Confuzius' Vater, Mutter und Frau errichtet sind. Wir waren in diesen Stunden einander recht nahe gekommen und tauschten beim Abschiede viele Freundlichkeiten aus.

Eine halbe Stunde, nachdem wir aus dem Tempel und Palaste zurückgekehrt waren, schickte der Herzog noch verschiedene Kistchen mit Süßigkeiten als Wegzehrung. Nachmittags begleiteten uns einige herzogliche Diener zu Pferde auf den Begräbnisplatz, zu welchem eine lange Cypressen-Allee führte. Das Grab des Confuzius ist von schönen alten Bäumen umgeben und in weiterem Umkreis von einer steinernen Mauer. Man zeigte uns den Platz, wo seine Jünger Hütten bauten und ihren Meister darin drei Jahre

lang betrauerten; sein Lieblingsschüler saß sogar sechs Jahre lang beim Grabe und wollte sich nicht trösten lassen.

In Tsow Hien steht eine herrliche Pagode und die Umgegend ist so ausnehmend romantisch, daß sie auch den anspruchvollsten Sinn zufriedenstellen müßte. Aus der Hügelkette hinter der Stadt erhebt sich ein hoher Berg, dem Auge schon auf viele Meilen sichtbar, der Yih genannt. Schon in dem uralten Geschichtsbuche Yü wird seiner erwähnt, als eines Berges, auf dem der so seltene Dryanderbaum in Menge wächst und die umwohnenden Leute waren verpflichtet, einen Teil dieses Holzes dem Kaiser als Tribut zu schicken; es wurde dann zu Lauten und Violinen verarbeitet. Jetzt wächst zwar dieser merkwürdige Baum nicht mehr dort, aber der Yih ist den Reisenden immer noch interessant wegen seiner eigentümlichen Steinformationen. Ein Felsstück soll genau wie eine Trommel aussehen, ein anderes wie eine Glocke, ein drittes wie ein Adler u. s. w. Wir hatten keine Zeit, uns diese Naturspiele in der Nähe anzusehen, sondern nahmen auf Treu und Glauben an, was uns gesagt wurde und kehrten in der südlichen Vorstadt ein, weil wir dort gerne den Tempel des Mencius sehen wollten. Wir hatten schon so viel von diesem Philosophen und fast noch mehr von seiner Mutter Meng Mu gehört. Ihr Andenken lebt fort in jedem Haushalt und sie wird beständig jungen Müttern als Beispiel vorgehalten, wie sorgfältig man die Kinder erziehen und wie ängstlich man sie von jedem schädlichen Einflusse fernhalten müsse. Frauen, die vielleicht nichts von dem wissen, was Mencius lehrte, sind doch ganz vertraut mit dem, was seine Mutter ihn lehrte. Das chinesische Ideal von Mutterliebe ist in Meng Mu verkörpert. Der Vater starb, als der Knabe kaum ein Jahr alt war und ließ seiner Witwe ein Haus zurück, das nahe an einem großen Begräbnisplatze stand.

Sie glaubte, daß dies eine zu traurige Nachbarschaft für ein Kind sei und sein Gemüt zu Melancholie stimmen könne, daher wechselte sie ihre Wohnung.

Nach mehreren Jahren eröffnete aber ein Fleischer gegenüber sein Geschäft. Ihr Knabe, lebhaft und unternehmend, beobachtete den Fleischer und ahmte ihm bald in seinen Spielen nach. Da fürchtete Meng Mu, er könnte gegen Grausamkeit und Brutalität gleichgiltig werden, oder gar Vergnügen daran finden und bezog nochmals eine andere Wohnung in der Nähe einer Knabenschule. Aber viele der Knaben dort waren träge und machten ihre Schulaufgaben flüchtig und nachlässig. Meng Mu wollte darum ihrem Sohne an einem Beispiele zeigen, welche schlimme Folgen unstätes, unterbrochenes Arbeiten nach sich ziehe. Sie webte eben an einem schönen Kleide für ihn, da nahm sie ein Messer und schnitt die Naht quer durch! Nun war alles verdorben — kein Stoff mehr, der nützen und erfreuen konnte, sondern ein Lappen, den kein Mensch haben mochte. Die Lektion war nicht verloren an dem jungen Meng-Ko-Mencius und seine spätere Berühmtheit entschädigte die kluge Mutter hundertfach für ihr öfteres Umziehen und das verdorbene Tuch.

Der Tempelhüter erkannte meinen Mann gleich wieder und ließ uns sofort eintreten. Er gratulierte mir, die Frau eines „Weisen“ zu sein und lachte hell auf, als ich ihm mit dem chinesischen Sprichwort antwortete: „Nur die Mütter von Weisen sind berühmt“. Dann zeigte er uns alle Sehenswürdigkeiten des Tempels, besonders eine kolossale marmorne Schildkröte, die eine 25 Fuß hohe Marmortafel auf dem Rücken trägt. Die Tafel besteht aus rosa Marmor und ist von dem Kaiser Kanghi zu Ehren des Weisen errichtet worden; die Schildkröte selbst ist aus schwarzem Marmor gemeißelt, das Ganze repräsentiert einen hohen Wert, erstens durch die

künstliche Ausführung des Monumentes und zweitens durch Größe, Güte und Farbe der Marmorblöcke. Mencius' Statue soll Portrait sein; jedenfalls ist es kein gewöhnliches Gesicht, das aus den Draperieen von bunter Seite auf uns herniedersieht; Güte, Klugheit und Energie sind deutlich in jedem Zuge ausgeprägt. Mencius war ein Zeitgenosse von Plato, Aristoteles und Demosthenes; er starb im vierundachtzigsten Jahre. Seine Abkömmlinge in der 73. Generation leben noch hier.

Gleich Confuzius lehrte auch er die Kunst, weise und glücklich zu leben und tadelte mit Ernst und Eifer die Sünden seiner Zeit; er hatte und hat noch viele Anhänger und großen moralischen Einfluß. Sechs Meilen südlich von der Stadt ist der Begräbnisplatz, auf welchem Mencius mit seiner Familie unter Cypressen und Stechpalmen im letzten Schlafe ruht.

Nach vierstündiger Fahrt kamen wir an den berühmten gelben Fluß, genannt „Chinas Kummer". Der Kaiser Kia King 1796—1811 hat ihm in seinem Testament diesen Namen gegeben und gesagt, daß er, so lange Menschen zurückdenken könnten, Chinas Kummer gewesen sei. Als wir ihn passierten, sah er friedlich genug aus, das Wasser stand tief, aber die Strömung war reißend, man konnte ihm schon Arges zumuten. Nahe bei der Fähre, wo wir übersetzten, sahen wir auch noch etwas von seinen Missethaten: eine schöne Brücke vollständig zerstört, nur noch einige Bogenpfeiler standen in der Mitte des Wassers. Die Fährleute entsprachen dem Strome, waren unheimliche, wilde Gesellen; sie wollten uns durchaus bewegen, die Nacht dazubleiben und brauchten allerlei Ausflüchte, die Abfahrt zu verzögern. Endlich waren wir aber doch auf der Fähre mit einem riesigen Segel, das die Männer geschickt handhabten und glitten schnell stromabwärts.

Etwa eine halbe Stunde dauerte die Fahrt, dann landeten wir; die Maultiere wurden beladen und die Shendzles setzten

sich in Bewegung, als ein allgemeiner, stürmischer Ruf nach „Trinkgeld“ ertönte. Meine Sänfte wurde von den Begehrlichen zuerst umringt — ein Schrei der Enttäuschung folgte, denn die Shendzle war leer, ich hatte es vorgezogen, am Ufer voraus zu gehen. Jetzt stürzten sie sich auf meines Mannes Shendzle mit einer solchen Gier, daß es aussah, als wollten sie ihn mit Maultieren und allem Zubehör verschlingen. Er streute ein paar Hände voll kleiner Kupfermünzen aus und während sie dieselben auflasen und sich darum rauften, entkamen wir glücklich.

Der Abend war herrlich, milde und friedlich; man hörte keinen Laut außer den Glöckchen unserer Maultiere und dem Brüllen der Ochsen, die von ihrer Feldarbeit nach Hause getrieben wurden. Gerade vor uns ging ein Joch von drei schönen Tieren neben einander; sie schleppten eine Art Schlitten nach, der gebraucht wird, die Weite der Furchen abzumessen und der als Sitz eine Kiste hat, wo hinein das Saatgetreide kommt. Auf dem Schlitten lag eine Egge und ein Pflug, der blanke Stahl blitzte in der untergehenden Sonne; der Bauer ging hinterher und trug eine Winde und einen Eimer. Die Chinesen lassen niemals ihre Feldgeräte über Nacht draußen; zwar stiehlt der Nachbar nicht vom Nachbar, aber Reisende in einer fremden Feldmark betrachten gewöhnlich was sie finden als gute Beute. Dann sahen wir ein großes Maultier, das eine Steinwalze nachzog; auf dem Sattel ritt ein zweijähriger Knabe, so rund und rosig, wie nur je ein Dorfbube im Abendlande; mehrere größere Kinder hüpften und sangen um ihn herum. Jung China wurde im Sattel gehalten von dem Vater, einem sonngebräunten, kräftigen Manne; an der Thüre des Hauses, dem sie zusteuerten, stand die Mutter, jung und hübsch. Sie klatschte lächelnd in die Hände, als die Kavalkade näher kam, dann breitete sie die

Arme aus, um den kleinen Reiter herab zu heben, der ihr fröhlich entgegenkrähte. Es war ein gar hübsches Bild.

Da wir den Weg nicht ganz genau kannten, erkundigten wir uns bei dieser glücklichen Familie danach und erhielten die Antwort: „Wang pei kii“ (geht nördlich), und so thaten wir. Die Gegend sah in der Dämmerung sehr lieblich aus und wir gingen noch lange auf guten Wegen durch die schattigen Alleeen von Linden, Buchen, Pappeln und Weiden. Die Bäume, wie auch die Weizenfelder zu beiden Seiten sahen maienfrisch aus, da es am Tage vorher stark geregnet hatte. Es war schon ganz dunkel, als wir die Stadt Ma Kia Tien erreichten und wir schätzten uns glücklich, noch ein so gutes Gasthaus, einen Koong Kwan aufzufinden; aber der Wirt war nicht so gut wie sein Haus. Da wir so spät kamen, hatten wir nicht Zeit gehabt, nach den Preisen zu fragen und ein Abkommen zu treffen und für das Zimmer und heißes Wasser zu unserem Thee forderte er dieselbe Summe, welche ein hoher Mandarin bezahlt hatte, der mit einem Gefolge von fünfzig Personen einen Tag dort rastete und speiste. Wir konnten ihn nicht zu einer vernünftigen Forderung bewegen und gaben ihm schließlich die Hälfte der verlangten Summe.

Nun kamen wir zu einem Teile der Provinz, in dem Straßen, Läden, Gasthäuser und Tempel nur eine Farbe haben und zwar die der Erde. Selbst die Leute sahen grau und fahl aus; mir kamen unwillkürlich die Worte in den Sinn: „Und Gott schuf den Menschen aus einem Erdenkloß“. Wirklich, Mutter Erde scheint hier alles in allem zu sein. Aber mit solch tiefblauem, strahlendem Himmel über sich und blühenden oder frischgrünen Bäumen neben sich kann selbst ein Lehmdorf nicht ganz abschreckend aussehen, besonders, wenn auch aus den schiefsten, verfallensten Hütten so sonnige Kindergesichter dem Beschauer zunicken und lächeln. Eben hatten



Chinesischer Segel-Karren.

wir eins dieser „Sepiadörfer“ hinter uns gelassen, da sahen wir in der Entfernung eine Menge kleine, weiße Segel auftauchen, wie eine Flottille von Vergnügungsbooten. Was war das? Wir kannten die Landkarte genau genug, um zu wissen, daß dort weder Fluß noch See lag und zerbrachen uns lange den Kopf über dieses Phänomen, bis wir nahe genug kamen, um zu sehen, daß es Nord-Chinas vielbesprochene Land-Yachten waren, die ganz prosaischen Schubkarren. Die Segel müssen eine große Hilfe sein, diese schweren Karren vorwärts zu bringen, die von zwei Männern, mitunter auch nur von einem, geschoben werden; unsere Maultiere scheuten vor dem ungewohnten Anblick und die Treiber hatten Mühe, sie wieder zu beruhigen.

Unsere Reise von Yen Tien nach Ur-Shihle-poo gehörte nicht zu den angenehmsten Touren, so heiß und staubig war es, so hügelig und steinig; wir bedauerten die armen Leute die hier mit unsäglicher Mühe ihre Produkte zu Markte bringen oder sonst etwas transportieren müssen. Wahrlich, hier wäre die Via Victoria am Platze, um dies harte Los zu erleichtern und aus menschlichen Wesen etwas Besseres zu machen, als geplagte Lasttiere. In den südlichen Provinzen, wo es so viele Wasserstraßen giebt, ist die Eisenbahn nicht so nötig, aber im Norden wird sie zur Lebensfrage. Und gäbe es selbst dort Wasserstraßen, so würden sie im Winter doch nichts nützen; es ist nicht kalt genug, um tragbares Eis zu gewinnen und nicht warm genug, das Wasser offen zu erhalten.

Auch zwischen Ur-Shihle-poo und Wang-ho-Yeh war es so dürr, daß es mich lebhaft an die Alkali-Ebenen in Amerika erinnerte. Der feine, scharfe Staub erregte dasselbe beißende, stechende Gefühl in den Augen, unter den Nägeln, ja auf der ganzen Haut. Die Feldfrüchte sahen verdorrt und verkümmert aus; die Dürre dauerte schon geraume Zeit und die Einwohner

eines Dorfes, nachdem sie die Götter lange Zeit vergeblich um Regen angefleht hatten, deckten das Tempeldach ab und rissen die eine Mauer nieder, damit die Götter selber sehen möchten, wie trocken der Boden sei, und fühlen, wie es thut, die Glut der Mittagssonne auf dem Scheitel zu haben. Die Leute sagten mir, daß dies Mittel gewirkt hätte, denn in der nächsten Nacht sei unter Donner und Blitz ein tüchtiger Regenschauer gefallen.

XIV.

Nun erreichten wir die große Landstraße, die nach Peking führt und begegneten einem kaiserlichen Kurier; er sah ganz imposant und stattlich aus. Seine gelbseidene Schärpe und die in gelbe Seide eingenähten Briefbeutel, welche er *über* der Schulter trägt, bekundeten seine hohe Stellung. Auf jeder Station wartet ein Mann mit gesatteltem Pferde, die Briefe in Empfang zu nehmen und an die nächste Station zu bringen; jeder Verzug ist bei schwerer Strafe untersagt. Wie interessant wäre es uns gewesen, zu erfahren, was dieser Kurier beförderte! Ehren, Lob und Belohnung dem Glücklichen — Degradation, Tadel, oft das Todesurteil dem Unglücklichen; denn hier, wie überall, urteilt und entscheidet man nach den sichtbaren Erfolgen allein. Success succeds!

An einem kleinen, erbärmlichen Orte, genannt Woo-li-poo, aßen wir zu Mittag und zwar auf offener Straße, denn die einzige Schenke war in einem derartigen Zustande, daß selbst wir, an so geringe Bequemlichkeit und Komfort gewöhnt und gewiß nicht viele Ansprüche machend, uns nicht entschließen konnten, hineinzugehen. Gleich nachher trat ein intelligent aussehender Mann zu uns heran und begrüßte meinen Mann als „Pastor“, sich selbst als Christ bekennend. Nicht immer sind Chinesen so schnell bei der Hand, sich Fremden gegenüber

als Christen zu erkennen zu geben und Verkehr mit ihnen zu haben. Übelwollende Nachbarn und Mandarinen sind ihnen oft gram und quälen sie darum auf alle Weise, aber unser neuer Bekannter schien sich nicht darum zu sorgen. Als Dr. Williamson im Jahre 1865 hier reiste, gab es weder eine Missionsgesellschaft, noch einen Christen in Shan-tung, ausgenommen in den Häfen von Chefu und Tung-chow-foo. Wie anders jetzt! Nach den letzten statistischen Berichten giebt es in Shan-tung 2800 Heiden-Christen mit sechs ordinierten eingeborenen Predigern. Jedes Jahr noch lassen sich viele Neubekehrte taufen und in die christliche Gemeinschaft aufnehmen; wir hoffen und wünschen, daß es so fortgehen möge! Das Evangelium bringt den Menschen nicht nur Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit in Christo Jesu, sondern der Fortschritt des Christentums ist auch gleichbedeutend mit Befreiung aus den abergläubischen, toten, engherzigen Gebräuchen und Sitten, welche das chinesische Volk wie in Eisenketten schmiedeten.

Nicht weit von hier geht die Telegraphen-Linie zwischen Tien-tsin und Shanghai; von letzterem nach London und der ganzen Welt!*) Der weise und gute General Li Hung Chang und der General-Inspektor der kaiserlichen Zollhäuser, Sir Robert Hart, haben sich um die Einführung des Telegraphen besonders verdient gemacht. China ist mit einem Sprunge vom reitenden Kurier zum Telegraphen gekommen, ohne den vermittelnden Übergang des Postwesens. Wer will nun noch sagen, daß es keine oder langsame Fortschritte in der Zivilisation

*) Ein hoher Mandarin sagte uns neulich, daß weder kaiserliche Mandate noch Armeen von Soldaten die Einführung des Telegraphen erreicht haben würden, wäre das Volk nicht schon durch den Unterricht der Missionare vorbereitet und wohlthätigen Neuerungen zugänglich gemacht worden.

macht? Wahrscheinlich macht es in nächster Zeit denselben Sprung von Knüppeldämmen und Bergstraßen voller Löcher zu Eisenbahnen, ohne daß dieser Schritt durch chaussierte Straßen angebahnt wird. Die kommen dann schon von selbst nach, wenn chinesische Geschäftsleute und Vornehme schnelle vierrädrige Equipagen brauchen, um die Kurierzüge rechtzeitig zu erreichen und Lastwagen, um die Landesprodukte an die Güterzüge zu bringen.

Die Stadt Whang ho Yeh, „Ufer des gelben Flusses", liegt jetzt manche Meile von jenem wanderlustigen Strome entfernt. Sie hat schöne hohe gewölbte Thore, auf denen sich Tempel erheben, aber hinter denselben ist nichts als Schmutz und Lehmhäuser. In den Tempeln scheint sich die ganze Ästhetik und Macht der Baukunst zu absorbieren und sie sind fast immer an den schönsten Aussichtspunkten errichtet.

Im lebhaftesten Stadtteile hielten wir an und mein Mann legte eine Anzahl von Schriften zur Ansicht und zum Verkauf aus. Inzwischen wurde meine Aufmerksamkeit durch zwei Stutzer erregt. Denkt euch einen großen, schlanken Menschen, gekleidet in eine lange, wallende Robe von meergrünem Seidenkrepp, ein lila Atlasjackett mit blauem Sammtkragen, schwarzen Atlashut mit scharlachroter Troddel, blendend weiße Strümpfe, lavendelfarbene seidene Schuhe mit schwarzen Sammtspitzen, gestoßen und gedrängt von einer Anzahl wahrhaft abschreckender Individuen — die Hefe der Bevölkerung war lärmend herbeigekommen auf die Nachricht von unserer Ankunft, nur um die fremde Frau mit den großen Füßen anstarren zu können und zwar auf das Unverschämteste! Ich war aber taub und blind für ihn und wandte mich so konsequent nach der anderen Seite, daß er schließlich ganz ärgerlich wurde. Zu einem andern Aristokraten in grauseidener Robe mit schwarzer Atlasjacke bemerkte er: „Was für einen abscheulichen Geruch diese

Fremden an sich haben — pfui! Die ganze Straße ist voll davon." Er stand jetzt, sich unablässig fächelnd, direkt vor der Shendzle und starrte hinein; ich blieb unbeweglich und erwiderte nichts auf seine cynischen Bemerkungen. Dann kritisierten beide mein Äußeres, das nicht nach ihrem Geschmack war. Der Graurock sagte: „So ein alter Mann, wie der dort, könnte auch etwas Besseres thun, als seine Tochter mitschleppen auf einer solchen Reise. Diese Barbaren verheiraten ihre Töchter oft nicht vor dreißig Jahren, habe ich gehört."

Der Grünrock fragte mich hierauf: „Wie viele Jahre hast Du, Alte?"

„Gieb Dir keine Mühe", versetzte der andere, „sie versteht kein Wort."

„Oho", lachte ein kleiner Junge, der mich vorher hatte sprechen hören, „sie versteht eben so gut chinesisch wie Ihr selbst."

Da schlenderten sie zu den Bücherverkäufern, wo sie meinen Mann noch ärger plagten, wie er mir abends erzählte. Nach vielen andern Unarten riß der Graurock einem der Kolporteure den Bücherkorb aus der Hand, verstreute die Bücher unter die dichtgedrängt Umstehenden mit der Anweisung, sich darum zu raufen, und machte sich schnell davon; aber nicht so schnell, daß mein Mann ihn nicht noch hätte am Zopfe fassen können. Er schrie kläglich um Hilfe und Dr. Williamson ließ ihn gehen, nur um der unangenehmen Scene ein Ende zu machen. Solches Benehmen ist doch eine Schande für chinesische Gentlemen, besonders wenn sie wie dieser gegen vierzig Jahre alt sind, dann können sie sich nicht mehr mit jugendlichem Übermut entschuldigen. Es war inzwischen hohe Zeit geworden, nach einem Unterkommen für die Nacht zu suchen; in dem westlichen Teile, wohin man uns zuerst wies, fanden wir nur Schenken, die auf Reisende mit Schubkarren eingerichtet waren und keinen Raum für unsere Tiere hatten. Nachdem wir wieder

und wieder angefragt und außen um die halbe Stadtmauer herumgegangen waren, kamen wir endlich zu einem guten Gasthause. Der Menschenstrom, der uns nachfolgte, flutete in den Hof, ich flüchtete in ein inneres Zimmer — sie kletterten einander auf die Schultern, um ins Fenster sehen zu können. Dem Wirt machte es viel Mühe, mir endlich Ruhe zu verschaffen und die Zudringlichen zu entfernen. Nun untersuchte ich mein Zimmer, welches, wenigstens für China, recht geschmackvoll dekoriert war. Der Thür gegenüber war ein großes Gemälde: „Die sieben Altersstufen.“ Da war der Greis, der lächelnd mit Wiegenkindern spielte; grauhaarige Männer mit jungen Knaben an der Hand; Männer in der Blüte des Lebens saßen auf dem Throne, mit einer Strahlenkrone von Pfauenfedern, während Jünglinge hinter ihnen standen, wie ihres Dienstes gewärtig. Größere und kleinere Knaben standen im Vordergrunde und boten den Greisen und Kindern Blumen und Früchte dar. Es war eine Kopie eines sehr berühmten, steinalten Gemäldes und in den lebhaftesten Farben ausgeführt. Ich gedachte dabei des Barden von Avon und seines unsterblichen Werkes: „Was ihr wollt.“ Ferner waren da hübsche Zeichnungen auf scharlachrotem Papier, Pflanzenstudien, in denen hauptsächlich der Bambus figurierte und an den herrlichen Süden gemahnte. An die weißgetünchte Hofmauer waren auch zwei Bilder gemalt, das eine zeigte eine Gruppe Reisender unter dem Schatten einer Fichte, das andere, dieselben unter einer Weide. Während ich noch diese Gemäldegalerie bewunderte, kam ein Mann mit einer mündlichen Botschaft von Dr. Williamson an mich: „Die Bücher sind fast ausverkauft, schicke mehr, auch Kalender.“

„Hat der Lehrer Dir kein Papier mitgegeben?“

„Nein, er sagte nur: bringe Bücher.“

„Hat er Dich bezahlt?“

„Nein, aber wenn ich zurückkomme, soll ich zwei Bücher für meine Mühe haben.“

Der Mann hatte ein ehrliches Gesicht, obgleich er arm und sehr schmutzig war. Ich vertraute ihm fünfzig neue Testamente, fünfzig andere Bücher und zweihundert Kalender an.

Nachdem er fort war, machte ich mir Vorwürfe, unbesonnen gehandelt zu haben, aber mein Mann, der nach einiger Zeit zurückkam, beruhigte mich; der Bote hatte seinen Auftrag treulich ausgerichtet, seine zwei Bücher erhalten und war so stolz auf den dem Lehrer geleisteten Dienst, als sei ihm eine große Ehre widerfahren.

XV.

Nahe bei The Schow liegt der bekannte große Kanal, die direkte Wasserstraße nach Tien-tsin und Peking. Wir setzten in einer Fähre über den mit vielen Booten belebten Kanal und befanden uns nun in der Provinz Chih-li; auch diese ist von vielen Kanälen durchschnitten. An einem derselben waren viele Soldaten an den Vorbereitungen, Brückenpfähle einzurammen, beschäftigt. Unter jedem Pfeiler wird ein lebendiges Kind begraben werden — unter den Westpfeilern Knaben, an der entgegengesetzten Seite Mädchen.

O! daß Männer, die Geist genug besitzen, solch großartige Bauwerke auszudenken und auszuführen, noch so im Aberglauben befangen sind, daß sie sich einbilden, eine Brücke könne nicht lange Bestand haben, ohne diese Menschenopfer! Nahe bei Chefu wurden auch erst kürzlich wieder acht Kinder so geopfert: Eine hölzerne Brücke, die über einen reißenden Strom führte, war mehrmals weggeschwemmt worden, so daß es nötig erschien, die erzürnten Sturmgeister mit Menschenopfern zu versöhnen. Die Familien, von welchen man die Kinder nahm,

waren arm, jede Familie erhielt eine hübsche Geldsumme und die Sache war abgemacht.

Es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß die Brücke, diesmal auf höheren Pfeilern und aus stärkerem Holze errichtet, nicht wieder fortgeschwemmt wurde und die Leute darin eine Bestätigung finden, recht gehandelt zu haben.

Kinder, die so sterben, glaubt man von jeder Strafe und Pein im Jenseits ausgeschlossen und von seiten der Eltern wird es als verdienstliche Handlung betrachtet, ihre Kleinen zum Wohle des Vaterlandes herzugeben. Wenn sie später die Zahl ihrer Kinder angeben, so rechnen sie die auf solche Weise Umgekommenen nicht mit; es ist überhaupt nie wieder von ihnen die Rede.

Die Folgen der letzten Überschwemmung des gelben Flusses sollten beseitigt, ein neuer Kanal gegraben werden, von Westen nach Süden. Siebzigtausend Männer sind bei diesen Arbeiten angestellt und liefen so geschäftig mit ihren Körben voll Schlamm hin und her, daß das ganze Thal einem ungeheuren Ameisenhaufen glich. Die umliegenden Ortschaften waren so besetzt als Quartiere eben dieser Arbeiter und Soldaten, daß wir kein Unterkommen fanden und in strömendem Regen weiter reisen mußten bis zu einem sehr malerischen Flecken, „Shen Kia Lin, dem Walde der Shen-Familie“.

In der folgenden Nacht wurde mein Mann sehr krank; kein Wunder, denn er war total durchnäßt worden und dazu war es sehr kalt gewesen. Glücklicherweise hatten wir in unserem kleinen Medizinkasten gerade das bei uns, was sein Zustand erforderte; wir machten den nächsten Tag zum Rasttag, was um so geratener war, als es wieder in Strömen regnete und mein Mann erholte sich zusehends. Ich war sehr glücklich darüber und freute mich zugleich für die Landleute,

denen der lang ersehnte Regen die Ernte rettete, welche schon dem Verderben nahe war.

Sonntag gegen Mittag kam mit Peitschenknallen und lautem Rufen eine stattliche Kavalkade in den Hof; die jungen Männer in den verschiedenen Wagen schienen auf einer Vergnügungstour begriffen zu sein; fünf Minuten darauf wimmelte der Hof von Krämern aller Art. Jeder von ihnen rasselte ohrzerreißend mit einer fußlangen Bambusröhre, die mit Bleistäbchen gefüllt und an beiden Enden mit Kupfermünzen geschlossen war. Was in aller Welt sollte der Lärm bedeuten?

Es war eine Lotterie, die Stäbe waren alle markiert als Gewinne oder Nieten; nachdem sie tüchtig durcheinander geschüttelt waren, zahlten die Spiellustigen einen Einsatz und durften je einen Stab ziehen; gewannen sie, so durften sie aus des betreffenden Krämers Korb nehmen, was ihnen gefiel; zogen sie eine Niete, so war ihr Geld verloren. In den Körben waren hartgekochte Gänseeier, Enteneier, kleine Nüsse, Kuchen und Zuckerwerk, oder auch bunte Bänder, wie sie die Herren Chinesen als Strumpfbänder tragen, Knöpfe und andre Kurzwaren. Was für eine Spielwut alle diese Männer hatten!

Die Einwohner von Peking sind besonders dafür berüchtigt; Wohlstand und Frieden mancher Familie geht in den dortigen Spielhöllen zu Grunde. Die Krämer klappern den ganzen Hof ab, bis jeder Ankömmling mehrmals gezogen hat und alle Körbe leer sind. Die ganze Scene erinnerte mich an unsere grassierenden Wohlthätigkeitsbazars, wo junge Damen umhergehen und die Unkundigen verlocken, blindlings in ihre geheimnisvollen Taschen oder Körbchen zu tauchen. Wenn das Glück gut ist, zieht man einen Gegenstand heraus, den man sich bei freier Wahl gewiß nicht anschaffen würde, oder doch um den zehnten Teil des Einsatzes. Unsere Chinesen sahen recht einfältig aus, indem sie, die großen Männer, die Stäbe

zogen und eine Hand voll Zuckerzeug oder ein paar Eier als Gewinn aussuchten. Ein armer Wicht zog dreimal hintereinander eine Niete, da warf er dem Krämer den Bambus ins Gesicht und lief wütend in sein Zimmer.

Nachdem dies kindische Vergnügen beendet war, wurde eine bronzene Schale mit heißem Wasser herumgereicht, in welcher sich alle das Gesicht wuschen und dann kam eine ungeheure Theekanne und Tassen. Der Hof schwärmte von Menschen und Tieren. Drei Maultiere waren an jeder Krippe angebunden und zwar so kurz, daß jedes Tier nur gerade das ihm bestimmte Futter erreichen und seinen Nachbar nicht beeinträchtigen konnte, wenn es auch gewollt hätte. Die Treiber gingen ab und zu und schütteten immer wieder frisches Futter auf: schwarze und grüne Bohnen, Hirse, Mais und Kleie. Jetzt wird das Diner angekündigt, die Gäste ziehen sich zu zweien in die kleinen Zimmer zurück und bald ist jedes Zimmer mit vier Schüsseln voll Fleisch und zwei Teller voll Gemüse versehen. In unglaublich kurzer Zeit wird diese Auflage wiederholt. Kleine Knaben rennen umher mit heißem Brot und Kesseln voll Glühwein. Die nun folgenden Gerichte sehen gut aus und schmecken noch besser. Vielleicht interessiert den Leser das Menu: Fleischklöße mit Pilzsauce, Hühnerbrust mit Oliven und Nudeln. Eine weiße Gelee mit Gewürzsauce. Bohnen mit Zwiebeln und saurer Milch. Ein Gericht von Schweinshirn; Karpfen mit Zwiebeln. Allerlei Gemüse. Gebackener Schinken. Hühnersuppe mit Sauerampfer gewürzt. Das war doch kein schlechtes Essen für eine Dorfküche! Die Rechnungen sind bezahlt und die Gäste kriechen wieder in ihre Karren; die Peitschen knallen, die schweren Räder ziehen knarrend an, dann geht es im Galopp zum Hofe hinaus und an meinem Fenster vorbei. Die Wagen- oder Karrendächer sind von blauem Tuch, mit schwarzen oder

weißen Arabesken von aufgenähtem Sammet; an der Spitze flattern rote und weiße dreieckige Fahnen.

Alle Reisende sind bewaffnet; zwei von ihnen sehen besonders kriegerisch aus, mit zehn Fuß langen Speeren, die an der Seite des Wagens angebracht sind und über die Köpfe der Tiere hinwegragen. In der Mitte, wo der Stahl in das Holz eingelassen ist, hängen rote Fransen herab, wie rieselndes Blut, was sie auch warnend andeuten sollen.

Als diese Braven uns verlassen hatten, wurde alles still; jedermann hielt Siesta, selbst unsere Maultiere nickten in der schwülen Mittagssonne.

XVI.

Zwei Tage lang reisten wir durch einen Distrikt, welcher schwer von der Hungersnot gelitten hatte; davon sprachen noch die dach- und thürlosen Häuser; alles Holzwerk, jedes Spänchen war verkauft worden um eine Hand voll Reis, das Stroh, die Maisstengel waren von den Dächern gerissen und gekocht worden, den nagenden Hunger zu beschwichtigen. Viele Häuser standen leer und die dazu gehörigen Felder unbebaut, bis die Nachbarn fanden, daß sie dieselben mit beackern müßten, damit nicht das von dort überwuchernde Unkraut ihre eigenen Ernten verdürbe. Ich fragte, wo die Besitzer der verschlossenen Häuser seien. „Fortgezogen zur Zeit der Teurung und nicht wiedergekommen", war die stehende Antwort. Für 10 Mark konnte man dort einen Morgen Land erstehen, aber er war auch danach, mager und sandig.

Fieber hatte ebenfalls die Gegend deciminiert. Ein Hügel wurde mir gezeigt, unter dem eine ganze große Familie ruhte, die dem Fieber erlegen war. Ein Nachbar, der eben erst selbst dies Fieber — wahrscheinlich Hungertyphus — überstanden hatte, kam, um zu sehen, wie es ihnen ginge und ob er etwas

für sie thun könne. Er fand die alte Großmutter auf der Thürschwelle sitzend und mit schwacher Stimme jemand zurufend, der wie ein Schatten durch die Felder schwankte; es war ihr jüngster Sohn und sie beschwor den Nachbar, ihn zurückzubringen, er sei im Delirium ihrer Pflege entlaufen. „Die Andern sind alle tot“, fügte sie hinzu, mit dem welken Finger auf die inneren Zimmer deutend, „das Baby starb wohl zuletzt, es hat erst heute früh aufgehört zu schreien. Ich bin lange nicht darin gewesen, sondern saß mit meinem armen Jungen hier, aber nun ist er fort und ich kann ihm nicht nach!

Der Mann fragte, ob sie Lebensmittel hätten.

„O ja, wir haben Brot genug, aber noch mehr Fieber.“

Der Nachbar suchte sie zu bewegen, mit in sein Haus zu kommen, aber sie wollte nicht von der Stelle gehen, bis er nach ihrem Sohne gesehen hätte; so suchte er ihn denn und fand ihn, noch in Hörweite, tot ausgestreckt. Er rief noch einen Bekannten zu Hilfe und als die beiden Männer die Leiche zum Hause trugen, stieß die arme, alte Großmutter einen klagenden Ruf aus und fiel von der Schwelle herab, ebenfalls eine Leiche. Dies war abends geschehen und morgens machte der Nachbar Anzeige bei dem zuständigen Mandarin, welcher befahl, daß das Haus über den Leichen niedergerissen werden solle, weil sich niemand, weder durch Versprechungen noch Drohungen zur Beerdigung bestimmen lassen wollte. Die zur Ausführung beorderten Männer verstopften sich die Nasen — eine in China gebräuchliche Vorsichtsmaßregel gegen Ansteckung — und begannen ihr Zerstörungswerk und als sie das Hausgrab vollendet hatten, verschütteten sie den Brunnen; jetzt wuchs aus der früheren Öffnung desselben und auf dem Hügel selbst das frischeste Gras und Blumen. Es war eine tragische

Geschichte und viele derartige könnten noch von manchem umliegenden Dorfe berichtet werden.

Nicht lange darauf kamen wir an einer hübschen Baumgruppe vorüber, an welche sich folgende ansprechende Erzählung von „Treue bis in den Tod“ knüpft, wenn dieselbe auch nur durch einen Hund bewiesen wurde.

Vor vielen Jahren, im Spätherbst, verließ ein Kurier zu Fuße Tsi-nan-foo, um nach Peking zu reisen, mit Geld und Briefen; er hatte die Tour schon oft gemacht, war als durchaus zuverlässig bekannt und trug diesmal mehrere kleine Goldbarren bei sich, in seinem wattierten Leibgurt eingenäht. Seinen Auftraggebern hatte er sich verpflichtet, in einer festgesetzten Zeit Peking zu erreichen; auf jeden Tag Verspätung standen schwere Geldbußen oder körperliche Strafen.

Der Mann und sein treuer Gefährte, ein schwarzer Pudel, hatten eine ganz gute Reise gehabt, bis in diese Gegend; da vermißte er eines Abends in der Herberge seinen Hund; er pfiff, er rief, alles umsonst! Er erinnerte sich, daß der Hund noch bei ihm war, als er mittags unter einer Baumgruppe rastete und „einen Augenblick genickt“ hatte. Als er sich dessen bewußt wurde, war er schnell aufgefahren und, ohne an den Hund zu denken, weitergeeilt, um die verlorene Zeit wieder einzubringen. Vielleicht war der Pudel auch einen Augenblick eingenickt und würde ihn vor dem nächsten Morgen wohl ausgespürt haben, dachte der Kurier; aber der Morgen kam und — kein Pudel.

Bei einer früheren Gelegenheit hatte sich das Tier am Fuße verletzt und war nach eigenem Ermessen allein nach Hause gehumpelt, weil er nicht hoffen konnte, auf drei Beinen im Geschwindschritt Peking zu erreichen; vielleicht lag jetzt ein ähnlicher Fall vor? Jedenfalls durfte der Mann nicht länger

auf ihn warten, seine Briefe duldeten keinen Verzug und er machte sich betrübt auf die einsame Weiterreise.

In der Stadt angekommen, überlieferte er das anvertraute Gut, aber es fehlte eine Goldbarre. Der Gürtel wurde befühlt und untersucht, endlich zertrennt; die Stelle, wo die Barre in der Watte gelegen, war noch deutlich erkennbar, ein loser, hängender Faden zeigte an, wo sie durch die Naht geglitten sein mußte. Die Ehrlichkeit des Mannes konnte nicht angezweifelt werden, das Geld war eben verloren gegangen und der Kurier verpfändete seine kleine Farm in Shan-tung zum Ersatz. Ein heftiger Schneefall verhinderte seine sofortige Rückkehr und er verdingte sich als Arbeiter bei dem Manne, dessen Gold er verloren hatte und blieb bei ihm, bis es Frühjahr wurde. Auf der Heimreise kam er wieder zu der Baumgruppe, bei der er seinen Hund zuletzt gesehen hatte und blickte wehmütig hinüber. Die Winterstürme hatten die toten Blätter auf einen Haufen zusammengewirbelt, der Mann schritt näher, stöberte mit seinem Stocke in demselben und entdeckte — die Überreste seines treuen Pudels und unter diesen — die vermißte Goldbarre!

Freude und Kummer zugleich überwältigten den starken Mann derart, daß er auf seine Knie fiel und weinte; dann begrub er sein Hündchen unter den drei Bäumen und kehrte sofort mit dem Golde nach Peking zurück. Der Kaufmann, dem es gehörte, war von der ganzen Sache so gerührt, daß er dem Kurier Geld gab, eine Gedenktafel für seinen vierbeinigen Freund zu errichten und auch die kaiserliche Einwilligung dazu erwirkte.

Gegen Abend kamen wir über den Poo-too-Fluß; die Brücke war hübsch und sehr altertümlich, auf den vier äußersten Strebepfeilern ruhten vier monströse Frösche aus Granit, mit ausgespreizten Füßen und einem schrecklichen, schielenden Grinsen.



Vornehmer Chinese.

Rechts und links am Fuße der Pfeiler waren die üblichen grotesken Darstellungen, die jeden noch so enthusiastischen Geschichtsforscher entmutigen und den unermüdlichsten Heraldiker zur Verzweiflung treiben könnten.

Das Gasthaus, in dem wir für die Nacht einkehrten, war sehr geräumig, drei Stockwerke, nicht hoch, sondern tief, d. h. drei lange Zimmerfluchten an drei Korridoren und Höfen.

Am nächsten Morgen entdecken wir, daß die Nation, wenn auch nicht ihre Götter, so doch ihre Farben gewechselt hat: die Kaiserin des Ostens ist tot und das Land trauert um sie.

Die letzte Stadt, durch welche wir kamen, prangte noch in Scharlach, was immer einen fröhlichen, festlichen Anstrich hat, aber Tso Chow ist in ernstes, düsteres Blau gehüllt; vor jedem Laden und ziemlich jedem Hause flattern mehrere Stücke blauen Stoffes, Atlas, Seide, Wolle oder Baumwolle, je nach dem Reichtum und Geschmack der Eigentümer. Die Kaiserin war nur eine Frau, aber doch ist tiefe, hunderttägige Trauer ausgeschrieben, währenddem kein Mann ein Rasiermesser zur Hand nehmen, noch sich Haar und Bart scheren lassen darf. Die Barbierläden sind auf drei Monate geschlossen und sie müssen zusehen, wie sie die Zeit über existieren können. Drei Tage sind zur Vorbereitung erlaubt, nachher gehen die Söhne des himmlischen Reiches einher, wie die wilden Buschmänner!

Die ersten siebenundzwanzig Tage sind die Karten, Briefbogen und Couverts aller kaiserlichen Beamten von mattgoldener Farbe mit blauen Streifen, auf welche Namen und Adresse geschrieben werden; nach siebenundzwanzig Tagen wird wieder gewechselt, von mattgold zu hellgelben Karten, die Briefbogen sind nun grün, die Couverts weiß mit roten Streifen. Nachdem die hundert Tage abgelaufen sind, können die Beamten zu ihren roten Knoten zurückkehren, der Barbier

darf sein Rasiermesser schwingen und jeder Chinese zu seinem Normalzustande zurückkehren.

Diese schwere Trauer ist wirklich eine Anfechtung für den Chinesen, denn er hat einen wahrhaft „tropischen Haarwuchs,“ und unser Diener sagte seufzend, man könne seines Lebens keinen Augenblick froh werden, mit ungeschorenem Bart und Haupt.



Chinesische Apotheke.

Die „Peking Gazette“ trauert auch, alle Spalten sind mit blauen Linien eingefaßt; im ganzen Lande darf kein Fest gefeiert, keine Hochzeit vollzogen werden, außer in den drei Tagen, die der Vorbereitung gewidmet sind. — Es interessierte mich, bei einem Spaziergange durch die Straßen zu sehen, auf welche Weise die Ladeninhaber ihre Waren dem Publikum anzeigen. Eine lange Tabakspfeife, kunstvoll geschnitzt und vergoldet, in einem gigantischen, mit rosa Atlas gepolsterten

Futteral zeigt den Tabakhändler an. Ein vergoldeter Stiefel bedarf keiner weiteren Erklärung.

Der Geldwechsler kündigt sein Gewerbe an durch zwei Schnüre von durchlöcherten Münzen, cahs, die rechts und links an seiner Thüre hängen.

Der Mörser und Stößer unseres englischen Apothekers ist repräsentiert durch eine bronzene Büchse mit schön verziertem Deckel und Handhabe.

Die drei goldenen Bälle, welche unsere Pfandleiher aushängen, sind hier ersetzt durch einen großen schwarzen Buchstaben auf weißem Grunde, dem tang. Wenn etwas besonderes vorgeht, z. B. eine Versteigerung der verfallenen Pfandobjekte — sie verfallen, wenn sie nach siebenundzwanzig Monaten noch nicht wieder eingelöst sind — so stellt der Pfandleiher eine riesige schwarz und goldene Stange vor seine Thür, verziert mit schwarzen und roten Quasten.

Außerhalb des Nordthores bemerkte ich eine prachtvolle Brücke; sie hatte über dreihundert kleine weiße Marmorsäulen in der Brüstung; zwischen je zwei Säulen Steinplatten von abwechselnd drei und fünf Fuß Länge In der Mitte erweiterte sie sich an beiden Seiten zu einem Halbrund, in jedem stand ein Elephant aus weißem Marmor in Lebensgröße.

Am Südende der Brücke stand ein pei-low oder besser Thorweg. Dieser war so brillant, als kirschrote Säulen mit grün und goldenen Kapitälen es nur machen konnten; zu beiden Seiten waren Schreine mit Gedenktafeln, auf der kaiserlichen Schildkröte ruhend. Was für ein passendes heraldisches Emblem! Während das englische Königshaus das schnelle Einhorn und den mächtigen Löwen im Wappen führt, wählte das langsam vorschreitende China — was? Eine Schildkröte! Sie soll die Langlebigkeit und vornehme Zurückgezogenheit repräsentieren!

Die Leute hier herum müssen sehr von Wölfen beunruhigt werden, denn ich sah viele Mauern und Stallthüren mit großen weißen Kreidezirkeln bemalt, die, wie angenommen wird, die Wölfe verscheuchen. Ob und auf welche Art die Wölfe ihre Abneigung gegen diese Kreise zu erkennen gegeben haben, weiß ich nicht, aber ein Mann erzählte mir, daß er 13 Schweine verloren hätte, weil er die Zirkel einmal unterließ, während seine Nachbarn mehr und fettere Schweine hatten, als er, und keins verloren, weil sie alle Thüren mit großen Ringen sorgfältig bemalt hätten.

XVII.

Unsere „wandelnde Landkarte“ hatte uns schon seit längerer Zeit das Leben recht schwer gemacht; in jedem neuen Distrikt nahm er eine neue Schlechtigkeit und Bosheit an, die eben in der Mode sein mochte und am besten lernte er seine unglücklichen Pflegebefohlenen zu quälen. Sobald wir uns dem Sitze einer Magistratsperson in größeren Städten näherten, war er so ehrlich und höflich, als man nur wünschen konnte, aber in Karavanseraien und wenn die Hefe des Volkes sich um uns sammelte, wurde er ganz unerträglich; er trank, er spielte, er brauchte die schlimmsten Redensarten, besonders wenn er sich vor seinesgleichen ein Ansehen geben wollte. Er trug stets ein offenes Messer in seinem Ärmel und bedrohte damit jeden, der ihm mißfällig wurde — kurz, er war der ärgste Maultiertreiber, mit dem wir je zu thun hatten.

Nur die äußerste Langmut und Vorsicht meines Mannes, sowie unsere genaue Kenntnis der Gebräuche und des Straßenrechtes, befähigten uns in Sicherheit unser Reiseziel zu erreichen, unser „tägliches Kreuz“ und seine Gesellen hatten doch

Respekt vor einem Manne, der sich weder einschüchtern noch plündern lassen wollte.

Nach den Erfahrungen mit diesem Führer konnte ich sympathisieren mit den Mandarinen, welche Banden solcher Menschen in Ordnung zu halten haben und wunderte mich nicht mehr, daß noch so oft Todesstrafe an ihnen vollzogen werden muß; sie sind nicht nur roh und wild, sondern so verschmitzt und verschlagen, daß sie doppelt so viel Unheil anrichten können, als ein gewöhnlicher Bösewicht.

In einer großen Stadt waren kürzlich mehrere dieser Desperadi auf eine der dortigen Bankgesellschaften erzürnt, weil sie ihnen wohlverdiente Abzüge am Lohne gemacht hatten; sie sammelten viel Anhang, entwarfen einen vorzüglich organisierten Angriffsplan und stürmten die Bank, mit der Absicht, später auch die Stadt zu plündern; fast wäre ihnen dies gelungen, doch der Mandarin ließ drei der Rädelsführer ergreifen und nach kurzem Verhör auf offenem Markte enthaupten. Eine halbe Stunde darauf war die Stadt von Strolchen gesäubert; sie hatten sämtlich Fersengeld gegeben und ihre Köpfe in Sicherheit gebracht. Ich hatte einmal ein langes Gespräch mit einem Mandarin über die Schnelligkeit, mit welcher ihre Verhöre abgemacht und Todesurteile verhängt und vollzogen werden; er sagte: „Diese Verhöre sind alle genau nach dem Gesetze reguliert und diese Menschen wissen ganz genau, wann sie sich gegen das Gesetz vergehen und des Todes schuldig machen; so z. B. steht der Tod auf „die Menge zum Tumult erregen.“ Doch gilt das nicht für den Fall, wenn sich der Aufruhr gegen Fremde wendet, dann hat der Mandarin kein Recht zur Hinrichtung. Daher das Massacre in Tien-tsin.

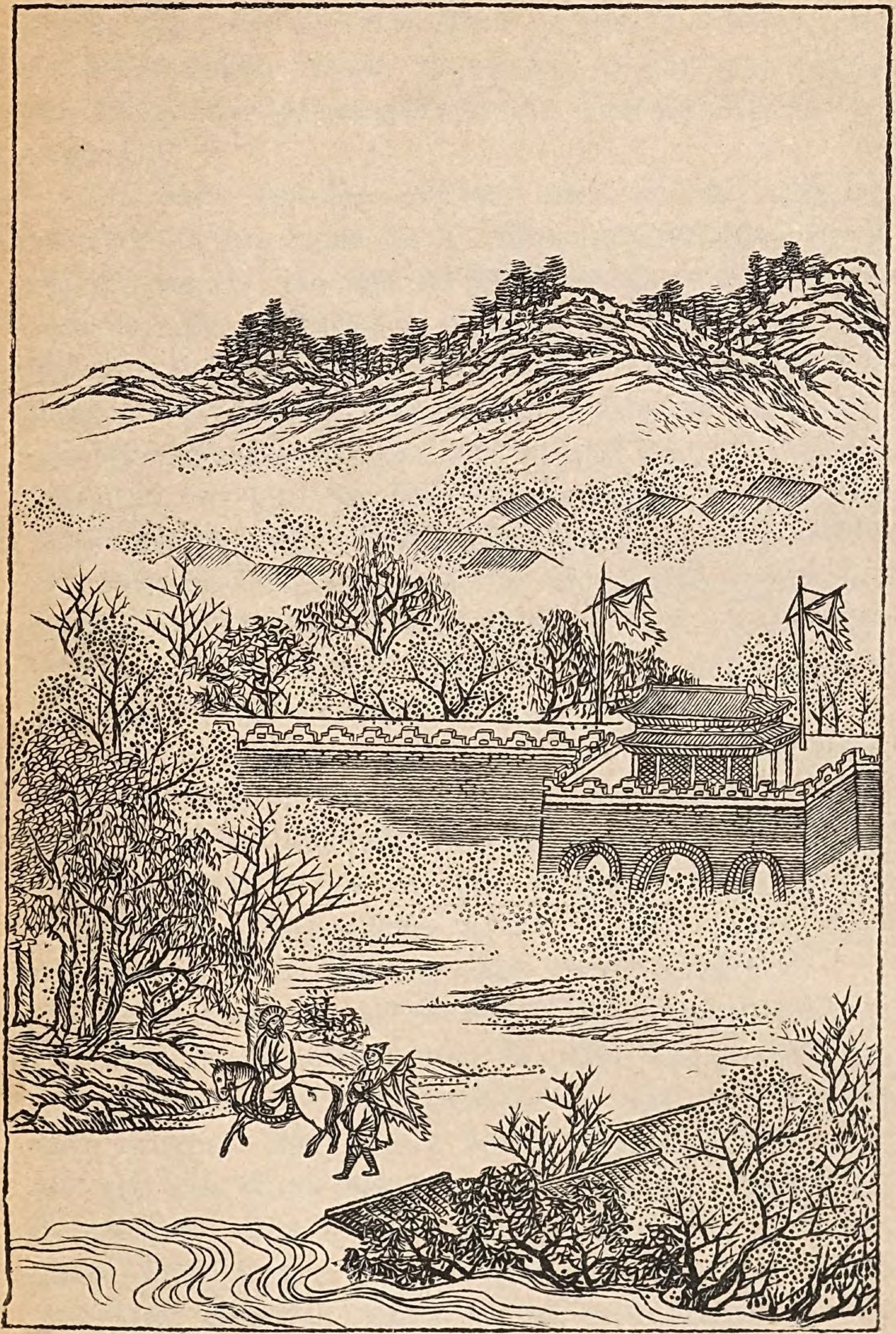
Wären die damals ermordeten Frauen chinesische Unterthanen gewesen, so hätte H. E. Chang-How ein Paar Unruh-

stifter sofort enthaupten und den Frieden herstellen können; aber nun gab es keine Instruktionen für solchen Fall, er mußte ihn erst in der Hauptstadt melden, der britische Gesandte hatte dann Klage zu führen und dann kamen Maßregeln, zwar sehr streng — aber zu spät!

Jetzt begegnen wir langen Reihen von Kameelen, mit Glöckchen um den Hals, beladen mit Kohlen und Kalk für die Hauptstadt, deren imposante Mauern eben aus dem Morgennebel vor uns auftauchen.

Wären wir nur erst da! — aber wir haben eine Straße zu passieren, voller Löcher und Steine, zwischen denen die Maultiere so unsicher gehen, daß wir die unbehagliche Empfindung haben, jeden Augenblick umgeworfen werden zu können; und das ist kein Spaß bei einer Shendzle, wie ich es einmal erlebt habe: Wir reisten des Nachts, der Führer strich sich ein Zündhölzchen an; das vordere Maultier scheute, sprang vom Wege ab, das hintere Maultier folgte, dann kam die Shendzle — und alles zusammen rollte die steile Grabenböschung hinab, den unglücklichen Insassen bei jedem neuen Umdrehen überschüttend mit einem Guß von Büchern, Pfannen, Tassen, Löffeln und so viel Lebensmitteln, als von einer langen Reise noch übrig geblieben waren.

In Erinnerung an jene denkwürdige Nacht bemühte ich mich doppelt, mein Gleichgewicht zu behaupten und nicht etwa links in einen übelriechenden Froschteich, rechts in einen sumpfigen Graben hinabzurutschen. Allmählich fühlten wir festeren Grund unter den Füßen und befanden uns auf gepflasterter Straße, aber konnten trotzdem nur langsam vordringen, so drängt und schiebt und stürzt alles der großen, schönen Stadt entgegen: Karren, hoch bepackt, mit 12 — 14 Maultieren bespannt, Esel, Pferde, Equipagen, Schubkarren von allen Größen, Kameele, und Shendzles. Fußgänger



Chinesisches Stadtthor.

winden sich durch die Wagenburg so gut sie können, suchen sich die trockensten Stellen und tragen Schirme und Fächer von erstaunlicher Farbenpracht in den verschiedensten Mustern spazieren.

Die Stadt liegt jetzt voll vor uns, auf einer sanft abfallenden Anhöhe, rechts die Si Shan oder westlichen Hügel. Die Ringmauern sind über 40 Fuß hoch, unten 62 Fuß dick, oben 34. In die Brüstung, die rings um die Mauern läuft, sind viele Kanonen eingelassen, über jedem Thor ist ein stattlicher Turm gebaut, neunundneunzig chinesische Fuß hoch: wir bestiegen einen derselben und erfreuten uns dort der balsamischen Luft und der herrlichen Aussicht; die goldgelben Dächer der kaiserlichen Gebäude, die hellgrünen der fürstlichen, die vielen stattlichen Bauwerke, mit einem Hintergrunde von buntfarbigen Bäumen und Sträuchern gewährten wirklich einen prächtigen Anblick und ich wundere mich gar nicht, daß die Chinesen auf ihre Hauptstadt so stolz sind.

Sehr wohlthuend wurde mein Auge berührt durch den graziösen Gang der Mandschu Frauen, nachdem es so oft und lange durch das Watscheln der Chinesinnen verletzt worden war; es schien, als ob wir das kleinfüßige China vor den Mauern von Peking gelassen hätten, so viele Damen sahen wir hier auf Füßen von natürlicher Größe umhergehen.

Die Hartnäckigkeit, mit der die Chinesinnen darauf bestehen, ihre Füße zu verkrüppeln, zeigt so recht, wie die Allgewalt der Mode und des alten Herkommens auch das häßlichste schön erscheinen läßt. Zuerst hat es Jahrhunderte gedauert, bis diese Sitte Gunst fand und allgemein wurde; zuerst tauchte sie auf 501. Eine Kaiserin, genannt Pom Fei, welcher die gütige Natur winzig kleine Füßchen verliehen hatte, zeigte gern deren Schönheit, indem sie auf einer Estrade hin und her ging, über die ein roter, mit goldenen Lilien gestickter

Teppich gebreitet war. Der Kaiser pflegte dann zu sagen: „Jeder deiner Schritte macht eine goldene Lilie erblühen.“ Daher heißen kleine Frauenfüße hier goldene Lilien bis auf den heutigen Tag; und die vornehmen Damen versuchten, der Kaiserin ähnlich zu werden, indem sie ihre eigenen Füße mit Binden zusammenschnürten. Im Jahre 975 kam die letzte Kaiserin der berühmten Tang Dynastie auf den Thron; sie war das schönste Weib ihres Zeitalters, hatte aber Klumpfüße; doch verstand sie dieselben so zierlich einzukleiden und so herrlich zu schmücken, daß Klumpfüße bald die herrschende Mode des Kaiserreichs wurden. Der Kaiser Kang-Hi, Gründer der heute noch bestehenden Mandschu-Dynastie, machte im Jahre 1662 eine große Anstrengung das Verkrüppeln der Füße zu unterdrücken.

Nachdem sein erstes darauf bezügliches Edikt durchaus keine Wirkung gehabt hatte, bereitete er ein zweites vor, in welchem er die Widerspenstigen mit den härtesten Strafen und Geldbußen bedrohte. Aber seine Ratgeber baten ihn dringend, dies Edikt zurückzuziehen, sonst würde es unfehlbar eine Rebellion nach sich ziehen, die Frauen seien ohnehin schon sehr aufgebracht gegen ihn und würden unter keiner Bedingung nachgeben.

So wurde der Sieger über ganz China von den chinesischen Frauen besiegt.

Den Männern schrieb er ungestraft den geschorenen Kopf und den Zopf vor, den sie heute noch haben, gab ihnen auch eine Kleiderordnung, welcher getreulich nachgekommen wurde; aber als er sich an die Frauen wagen wollte, fand er seine Meister an ihnen und sie setzten ihm ihre winzigen Füßchen auf den Nacken!

Der schmerzhafte Prozeß dieser häßlichen Verkrüppelung, die sie sich doch nicht nehmen lassen wollen, beginnt im fünften

Jahre des Kindes. Die Mutter ergreift den kleinen Fuß, biegt die vier kleineren Zehen rückwärts unter die Sohle und bindet sie mit einer 7 Fuß langen und anderhalb Zoll breiten Binde fest, die Binde kreuzweis um den Fuß und über die Ferse führend, daß sie sich nicht verschieben kann. Die Kraft einer Frau reicht, wie man annimmt, nicht hin, die Bandage fest genug zu schnüren, darum hilft meistens noch eine Tante oder Freundin bei der Prozedur.

Tag für Tag wird nun der Verband schärfer angezogen, oft Jahre lang, bis der Fuß die gewünschte Form erreicht hat.

Es giebt drei Grade der Verkrümmung; der erste, leichteste wird adoptirt von ganz armen Frauen, die voraussehen, daß ihren Töchtern harte Arbeit bevorsteht, bei welcher sie viel auf den Füßen sein müssen.

Der zweite Grad wird von der Mittelklasse und den ehrgeizigen Armen angewandt.

Dieser ist schon sehr strenger Art: Die Bandage wird so scharf angezogen, daß der Fuß zu einem formlosen Klumpen wird, die untergebundenen Zehen sind oft in die Sohle selbst eingezwängt, verursachen Geschwüre, offene Wunden ꝛc.

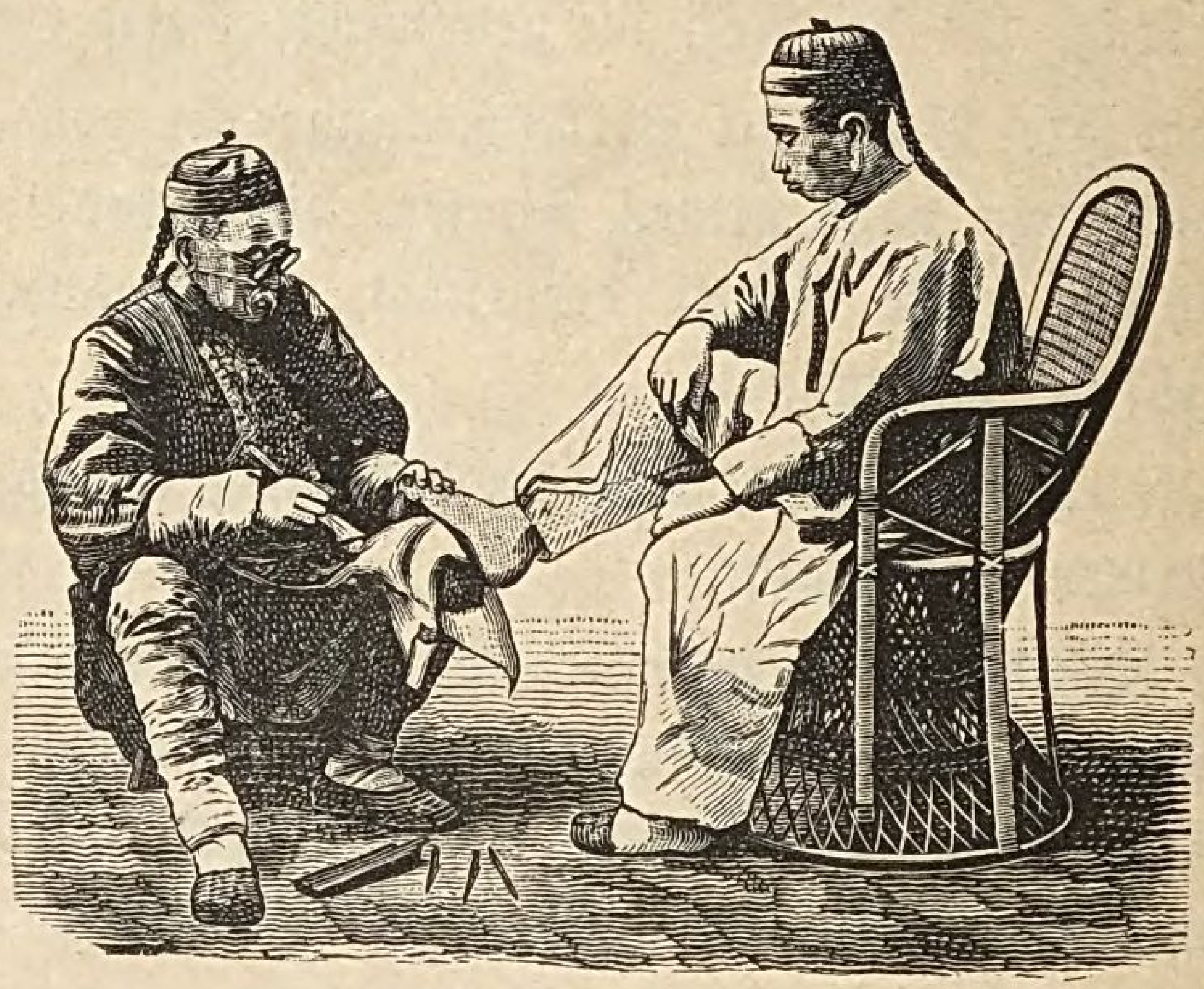
Der dritte Grad gehört der Aristokratie an, deren Damen die Füße nicht viel brauchen müssen, sondern getragen und gefahren werden können; er wird übrigens nur selten ganz auf die Spitze getrieben, so daß die große Zehe die Ferse erreicht und der ganze Fuß etwa das Innere einer Handfläche bedeckt.

Ein solches Verfahren zieht große Schmerzen nach sich; wie oft habe ich Kinder in bitteren Thränen auf dem Schoße der Mutter gefunden, während der Fuß geschnürt wurde. Junge Mädchen sah ich, sich auf ihren Stühlen hin und her wiegend, unfähig sich vor Schmerzen ruhig zu verhalten und

Frauen, die Vertrauen zu mir gefaßt hatten, gestanden, daß es eine fast unerträgliche Marter sei.

Es ist auch der Gesundheit sehr nachteilig; denn so verschrumpfen und verwelken oft die Beine, Knochenfraß bildet sich im Spann, oft auch müssen die Zehen amputiert werden, solche und ähnliche Fälle konnten wir oft im Hospital zu Chefoo beobachten.

Und doch! so oft ich den Leidenden vorschlug, die Binde zu lockern, wehrten mir alle, sogar Kinder, ängstlich ab und



Chinesischer Fußarzt.

riefen: „O nein, das geht nicht, das darf nicht sein, wir könnten uns ja später vor niemand sehen lassen!“

O diese kleinen Füße! die eine Eitelkeit der Chinesinnen! Sie sind nicht eitel auf ihr prachtvolles Haar, die wunderschönen Farben und feinen Züge; aber die kleinen Füße und deren oft künstlerisch schöne Umhüllungen füllen scheinbar ihre ganze Seele aus.

Es läßt sich jetzt nichts weiter dagegen thun; hoffen wir, daß das immermehr zunehmende Christentum neben vielen an=

dern eingewurzelten Übeln auch diese Modethorheit, welche den Frauen so drückende Fesseln auflegt, allmählich überwinden wird.

XVIII.

Peking ist eine Doppelstadt, die tartarische Hälfte liegt gegen Norden, die chinesische gegen Süden; leider ist sie schlecht gehalten, schmutzig und verfallen; aber mit ein wenig Mühe und Kosten könnte sie zur schönsten Stadt des Orients gemacht werden, so günstig ist ihre Lage und so vorzüglich die erste Anlage.

Immerhin ist es noch eine hochinteressante Stadt; hier steht auch der Altar des „höchsten Gottes," auf welchem jedes Jahr zur Zeit der Winter-Sonnenwende eine rote Kuh ohne Fehl und Flecken, auf deren Nacken noch nie ein Joch gelegen hat, als Brandopfer dargebracht wird.

Der Reisende sieht mit Erstaunen diesen ältesten Opferdienst, den die Welt kennt; er bewundert das dreifache Dach, das im schönsten Blau glitzert und zur Ehre der Himmel errichtet ist und in dessen Innerem kein Götzenbild steht, sondern nur eine Tafel, dem höchsten Herrscher des Weltalls gewidmet; er sieht die großen Volks- und Empfangshallen, die herrlichen Thore, die Pakoden und Dagoben, die Glocken- und Trommel-Türme für Zeit- und Feuersignale; er besucht mit Interesse die Tempel der Erde, der Sonne, des Mondes, den Schrein der Landwirtschaft, die Lama Universität mit ihren vier Fakultäten, und etwa fünfzehnhundert Studenten, ihre Morgenandachten mit den großartigsten Ceremonien und der im tiefsten Baß gehaltenen monotonen Musik.

Ferner sind da die kaiserliche Akademie, das medizinische Collegium, Regierungs-Schulen, wo junge Männer, die zu Dolmetschern ausgebildet werden, Unterricht erhalten in den

Sprachen von Mandschu, Mongolei, Tibet, Cochinchina, Türkei, früher auch Birmanisch. Aber alle diese Anstalten sind jetzt übertroffen durch das Tung Wem Kwom (Peking Collegium), wo sämtliche moderne Sprachen, Wissenschaften und Künste des Abendlandes gelehrt werden.

Auch gut gehaltene kaiserliche Bibliotheken sind hier, der Katalog von einer derselben umfaßt allein zweihundert starke Bände!

Der Archäolog findet ebenfalls hier ein weites Feld. Peking hat religiöse und kaiserliche Bauwerke, Fac-Similes von Strukturen, die von 1200—800 v. Chr. datieren; es hat alle erdenklichen Reliquien, z. B. die große Steintrommel, die ein Alter von 2,500 Jahren hat; die elf Glocken der Chow-Dynastie 1200—220 v. Chr.; trilinguale und tetralinguale Marmor-Platten; die Porträt-Sammlung aller Kaiser und Kaiserinnen, sowie aller Staatsmänner und Gelehrten von der ersten geschichtlichen Zeit bis auf unsere Tage. Pekings System der Straßenbeleuchtung ist geradezu vollkommen, seine Geschichts- und Geographie-Werke übertreffen die aller andern Nationen weit.

Große Klubs existieren ebenfalls, wo die Männer der Wissenschaft zusammenkommen und wo Wein und Witz sprudelt und die Herren Studenten eine gute Klinge schlagen.

Auch hat Peking wohlthätige Anstalten aufzuweisen, Findelhäuser, Blindenasyle, Hospitäler für die Alten und ein Sargmagazin, wo den Armen gratis Särge verabfolgt werden; und wenn alle diese Anstalten in ihrer Handhabung selbst noch viel zu wünschen übrig lassen, so ist doch der Keim des Guten da und spricht für den liberalen und umsichtigen Charakter der Chinesen. — Wir entließen unsere Shendzles mit allem Zubehör und, nachdem wir einige Zeit in Peking zugebracht und unsere letzten Schriften abgesetzt hatten, begaben wir uns auf

die Rückreise via den Kanal und den Pei-Ho-Fluß. Ein gütiger Freund lieh mir eine Sänfte, in der ich die zwölf Meilen zurücklegte, welche zwischen Peking und Tung Chow liegen, wo wir ein Boot mieten wollten; mein Mann reiste zu Pferde voraus.

Vier Koolies trugen abwechselnd die Sänfte; sie hatten zwei kleine Esel mitgebracht, auf denen diejenigen ritten, die abgelöst wurden. Die zwei, welche trugen, erklärten wieder und wieder, wenn ich sie der schweren Arbeit wegen bedauerte, daß sie leichter mit, als ohne die Last gehen könnten, die Sänfte gebe ihnen einen gewissen Halt; so beruhigte ich mich dann und sie liefen immer im Trab weiter. Überhaupt waren sie sehr höflich und rücksichtsvoll; so oft wir anhielten, brachten sie mir stets die erste Tasse Thee in feinem Porzellan und weigerten sich entschieden eine Bezahlung anzunehmen; aus Dankbarkeit kaufte ich ein Kistchen sehr appetitlich aussehender kleiner Kuchen, die ich mit ihnen teilte, und so lebten wir sehr gesellig und vergnügt auf unserer kleinen Reise.

Als wir an den Kanal kamen, war es keine Schwierigkeit ein Boot zu mieten, wohl aber, es abgehen zu machen; die Bootsleute versprachen, daß am Nachmittag alles bereit sein sollte, aber durch allerlei Manöver verstanden sie uns hinzuhalten; es schien ganz unmöglich, die Leute zusammen zu bekommen. Zuerst fehlte ein Mann — „o, er ist gegangen Lebensmittel einzukaufen,“ ein zweiter ging ihn zu suchen — dann kam der Gesuchte zurück, aber nicht der Suchende, folglich mußte der dritte nach dem zweiten gehen — und so fort bis zum Morgen. Ich bedauerte die Verzögerung aber nicht, denn ich befreundete mich mit den Frauen und Kindern in den umliegenden Booten; auf manchen dieser Boote leben ganze Familien, die gar keinen andern Wohnort besitzen. Die Kinder sahen gesund und glücklich aus, die Mütter waren

augenscheinlich stolz, wenn ihre Kleinen beachtet wurden und liebkosten und hätschelten sie aufs zärtlichste.

Man spricht so viel von dem Greuel des Kindermordes in China — ich muß sagen, daß im ganzen Norden der Kindermord nur in höchst vereinzelten Fällen vorkommt, daß dagegen die Eltern oft ganz heroische Anstrengungen machen ihre Kleinen groß zu ziehen. Unter all den Frauen, die ich befragte, mußte nur eine bekennen, daß sie ihr Kind, ein Mädchen getötet habe, um einen sehr guten Dienst als Amme annehmen zu können. Von den zum Christentum übergetretenen Frauen hatte nicht eine derartige Thaten zu bereuen, wohl aber erzählten sie mir oft mit strömenden Thränen wie sie 3, 4, 5 Kinder, ihre ganze Freude, an den Pocken, dieser grimmigen Landplage, verloren hätten, und wie leer und öde ihr Haus nun sei. —

Nachdem die Kleinen auf den Booten sich endlich an der fremden Frau satt gesehen und sich zur Ruhe hatten bringen lassen, saßen wir auf Deck und erfreuten uns der herrlichen Mondnacht; wir bewunderten die malerischen Gruppen der Ruderslente, wie sie bei flackernden Feuern um große Kessel herum saßen, in denen das Abendessen brodelte, das ganz heiß in irdene Schüsseln gefüllt wurde und sehr appetitlich aussah und roch; die Chinesen genießen alle Mahlzeiten dampfend heiß und verabscheuen laue Speisen.

Frühmorgens gab es dann ein gewaltiges Hin- und Herrennen, Ziehen, Schieben und Schreien, bis wir flott wurden. Die Zurückbleibenden dachten gar nicht daran, den Abreisenden irgendwie Hilfe zu leisten oder Raum zu machen und erst nach vielen Drohungen, die sperrenden Stricke zu durchschneiden und die querüberliegenden Boote zu zertrümmern, konnten unsere Bootsleute eine Durchfahrt erzwingen und wir glitten nun in den Strom hinaus, die ersten in einer langen Reihe

von Küstenfahrzeugen. Der Wind stand uns entgegen, darum kamen wir nur langsam vorwärts, dagegen flog ein Geschwader von Dschonchen unter vollem Segeldruck an uns vorüber; sie gehörten der Regierung und brachten Reis nach Peking; es war ein ganz entzückender Anblick. Überhaupt erschien uns, die wir noch die großen Beschwerden der Reise per Shendzle in frischem Andenken hatten, diese Art zu reisen wahrhaft entzückend; so vor Hitze und Staub geschützt unter dem Sonnensegel zu sitzen, sanft über das schöne blaue Wasser hinzugleiten und den belebten Fluß, sowie die herrlichen Ufer überschauen zu können!

Wir kamen gerade zu rechter Zeit nach Tientsin, um unseren Lieblingsdampfer Sin-Nan-Zing zu erreichen, der sehr behaglich eingerichtet, wenn auch klein ist; letzteres muß er sein, denn der Pei Ho ist so schmal hier und macht so viele scharfe Windungen, daß das Schiff bei jeder neuen Windung mit Hilfe von Stricken und Pfosten an beiden Ufern gedreht werden muß, wobei es, quer stehend, fast die ganze Breite des Flusses ausfüllt.

Wenn man nur wollte, so könnte in ganz kurzer Zeit der Pei Ho leichter fahrbar gemacht werden, aber das liegt durchaus nicht in der Absicht der Chinesen; ein hoher Mandarin der Marine sagte mir einmal: „Jede Biegung in jenem Flusse thut der Regierung bessere Dienste, und ist ihr mehr wert, als zwei Panzerschiffe.“

Und darum bleiben die Krümmungen des Pei Ho wie sie sind; wenigstens, bis China eine Marine hat, die sich mit derjenigen der Abendländer messen kann.

Panzerschiffe könnte sie wohl in Menge kaufen, da wohl Geld genug da ist, aber woher kämen Seeleute, wie wir sie haben, mit solchen Muskeln und Herzen voll Mut und Ehre, wie unsere braven Jack tars?

Glücklich und ohne jeglichen Unfall erreichten wir das Fort von Taku, wo 1858—60 die großen Schlachten stattfanden; eine Zeitlang befand sich das Fort in den Händen der Alliierten, dann gewannen die Chinesen es zurück und verstärkten es, so daß es jetzt ihre beste Festung ist, viel wichtiger, als die Forts am Min Fluß bei Fochow, oder die Woofung Forts an der Mündung des Shanghai.

Nahe bei Taku sahen wir die sogenannte alphabetische Flotte vor Anker, die Schiffe heißen nämlich nach den Buchstaben des griechischen Alphabets: Alpha, Beta 2c. Es waren hübsche Kanonenboote, weiß gemalt mit zierlicher Takelage und ruhten auf dem Wasser wie gigantische Seemöven.

Und immer weiter glitten wir, bei günstig gewordenem Winde, den Fluß hinab, der Heimat zu; die Mian-Tau-Inseln strahlten im Glanze der Morgensonne als wir vorüberkamen und Chefoo Bluff nahm sich gar stattlich aus, wie wir einfuhren und unweit des alten wohlbekannten Rauchturmes Anker warfen.

Christus das Licht der Welt.

Betrachtungen

von

Ernst Stähelin,

weil. Doctor der Theologie und Hauptpfarrer zu St. Theodor in Basel.

464 S. br. Fr. 3. — Mk. 2,40. | fein Leinw. Fr. 4,50. — Mk. 3,60.

Inhalt: Lebensabriß Ernst Stähelins. **Blicke in das Evangelium Johannis.** 1. Der Apostel Johannes und sein Evangelium. (Ev. Joh. 20, 31.) 2. Das Wort, das von Anfang an war, als das Licht und Leben der Menschen. (Ev. Joh. 1, 1—5.) 3. Die Vorbereitung auf den HErrn, sein Kommen in die Welt und seine Aufnahme in der Welt. (Nach Ev. Joh. 1, 6—13.) 4. Die Fleischwerdung des Wortes. (Ev. Joh. 1, 14.) 5. Die Fülle der Gnade und Wahrheit in Christo, dem erschienenen Sohne. (Ev. Joh. 1, 15—18.) 6. Das Zeugnis Johannis des Täufers von sich selber. (Ev. Joh. 1, 19—24.) 7. Das Zeugnis Johannis des Täufers von Jesu. (Ev. Joh. 1, 25—34.) 8. Die ersten Menschen, die Jesum, den Heiland, suchen und finden. (Nach Ev. Joh. 1, 35—42.) 9. Philippus und Nathanael, die Berufenen des HErrn. (Ev. Joh. 1, 43—51.) 10. Die Offenbarung der freundlichen Herrlichkeit des HErrn auf der Hochzeit zu Kana. (Ev. Joh. 2, 1—12.) 11. Die Liebe Gottes zu der sündigen Welt, bezeugt in der Hingabe des eingeborenen Sohnes. (Ev. Joh. 3, 16.) **Blicke in das Leben des Apostels Paulus.** 12. Paulus in Athen. (Apstg. 17, 15. 16.) 13. Paulus in Athen. Der Bote des Evangeliums und die Menschen in Athen. (Apstg. 17, 17—21.) 14. Paulus auf dem Areopage. Der unbekannte Gott. (Apstg. 17, 22. 24.) 15. Paulus auf dem Areopage zu Athen. Der unbekannte Gott, der Schöpfer und HErr der Welt. (Apstg. 17, 24. 25.) 16. Paulus auf dem Areopage in Athen. Die Einheit des Menschengeschlechts. (Apstg. 17, 26.) 17. Paulus auf dem Areopage in Athen. Das Walten Gottes in der menschlichen Geschichte. (Apstg 17, 26. 27.) 18. Paulus auf dem Areopage in Athen. Der den Menschen nahe Gott, und der Mensch aus göttlichem Geschlecht. (Apstg. 17, 27. 28.) 19. Paulus auf dem Areopage in Athen. Der Bußruf und das Gericht Gottes für alle Menschen. (Apstg. 17, 29—31.) 20. Paulus in Athen. Die Wirkungen seiner Predigt. (Apstg. 17, 32—34.) **Der HErr und die sieben Gemeinden in Kleinasien.** 21. Die Gemeinde in Ephesus. (Offenb. 2, 2—7.) 22. Die Gemeinde in Smyrna. (Offenb. 2, 8—11.) 23. Die Gemeinde in Pergamus. (Offenb. 2, 12—17.) 24. Die Gemeinde zu Thyatira I. (Offenb. 2, 18—29.) 25. Die Gemeinde zu Thyatira II. (Offenb. 2, 18—29.) 26. Die Gemeinde in Sardes I. (Offenb. 3, 1—6.) 27. Die Gemeinde in Sardes II. (Offenb. 3, 1—6.) 28. Die Gemeinde in Philadelphia. (Offenb. 3, 7—13.) 29. Die Gemeinde in Laodicea. (Offenb. 3, 14—23.)

Leben heiliger Seelen.

Nach Tersteegen und Goßner

Kindern Gottes

dargeboten

von

Johannes Biegler,

Pfarrer in Muschenheim, Großh. Hessen.

br. Fr. 1. — 80 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Inhalt: Gerhard Tersteegen. — Renty. — Bruder Lorenz. — Magdalena von Pazzis. — Armelle. — Franz von Assisi. — Bernhard von Quintavalle. — Bruder Egydius. — Bruder Massäus. — Bruder Roger. — Bruder Jakob. — Thomas von Celano. — Gregor Lopes. — Balthasar Alvares. — Johannes Ximenes. — Mechthilde. — Katharina von Siena. — Johannes vom Kreuz. — Heinrich Suso. — Tauler. — Nicolaus von der Flüe.

Gerhard Tersteegen gab sein Buch: „Auserlesene Lebensbeschreibungen heiliger Seelen", im Jahre 1733 zum ersten Male heraus. Der 1751 erschienenen zweiten Ausgabe desselben folgte nach seinem Heimgange eine dritte.

Im Jahre 1811 veranstaltete der ehrwürdige Johannes Goßner einen Auszug aus dem Tersteegenschen Buche, und schon 1814 wurde eine zweite Auflage dieses Auszugs nötig, welche ebenfalls bald gänzlich vergriffen war.

Seit geraumer Zeit ist es nun der Wunsch vieler Gläubigen, das Tersteegensche Buch, beziehentlich einen Auszug aus demselben aufs neue auflegen zu lassen.

Die Seelen, deren Leben in diesen Blättern aufgezeichnet ist, wandelten als durch Christum versöhnte Gotteskinder mit Gott, sie hatten die beständige Heimat im Heiligtume; sie konnten mit David sagen: Eins bitte ich vom HErrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des HErrn bleiben möge mein Lebenlang (Ps. 27, 4). Dies ist die Sprache eines Herzens, das nur Einen Beweggrund, Ein Ziel hat, worauf es schaut. Dieses allein drückt das himmlische Gepräge auf uns. Niemand kann himmlisch gesinnt sein, es sei denn, daß er im Himmel wohnt.

Und solche dankbare Hingabe an den HErrn, solch vertrauten Umgang mit Ihm, wie wir es an ihnen bemerken, dürfen wir von ihnen lernen. Möge manche Seele durch diese Zeugen der Gottseligkeit dazu angeregt werden!

Im Morgenland.

Reisebilder

von

Samuel Zurlinden.

Mit Vorwort von Pfarrer S. Gerber in Bern.

216 S. br. Fr. 2. — Mk. 1,60. | Lwd. Fr. 3,25. — Mk. 2,60.

Auf verschiedene, von Beirut, seinem derzeitigen Wohnsitz, aus unternommene Reisen, nach Jerusalem, nach Damaskus, durch Phönizien, an den Orontes und auf den Libanon nimmt der aus der Schweiz gebürtige Verfasser, welcher dort im Orient eine Lehrstellung bekleidet, seine Leser mit und versteht es, ihnen die gemeinsamen Fahrten, Ritte und Wanderungen angenehm zu machen. Wissenschaftliche Belehrung und wertvolle Aufschlüsse über die durchpilgerten Gegenden will er ausgesprochenermaßen nicht bieten, er wünscht nur den geneigten Leser einen Blick in das moderne Alltagsleben auf jenem altehrwürdigen Schauplatz der heiligen Geschichte thun zu lassen. Die Schilderung der Reise, der Örtlichkeiten und Gegenden, der Bevölkerung und der Verhältnisse, unter denen die letztere lebt, ist wohlgelungen zu nennen; es ist etwas Appartes in der Darstellung, welche die Mitte hält zwischen einem Tagebuch und einer für weitere Kreise bestimmten Form; seine Beobachtung, gesunder Humor, schätzenswerte historische Kenntnisse und eine Reihe wohlangebrachter dichterischer Reminiscenzen erhöhen das Interesse an der Lektüre dieses durch die frische und lebendige Wiedergabe der empfangenen Eindrücke sich auszeichnenden Büchleins. Wir können uns der vom Pfarrer Gerber zu Bern in einem Vorwort gegebenen warmen Empfehlung der vielfach belehrenden, anmutigen kleinen Schrift nur anschließen. E. B.

(Sonntags-Beilage zur „Neuen Preuß. (Kreuz) Zeitung" 1887. Nr. 27.)

Aus der Kinderstube.

Erinnerungen der Mutter.

Ein Büchlein mit über hundert weißen Blättern zu Aufzeichnungen aus dem Leben der Kleinen.

Mit Titelbild und Anhang: Zellers Kleinkinderpflege.

eleg. Lwd. Fr. 3. — Mk. 2,40.

Ein seltenes Büchlein, denn es hat über hundert leere Blätter, aber voran nach einem schönen Bild eine vortreffliche Anweisung für die junge Mutter, wie sie mit Aufzeichnung ihrer Wahrnehmungen an den lieben Kleinen die Blätter ausfüllen mag, um später an alle Züge der gnädigen Gottesführungen sich leichter wieder erinnern zu können. Und welch ein Schatz sind diese Aufzeichnungen der Mutter nachgehends den Kindern! Angebunden ist des bewährten christlichen Pädagogen Chr. H. Zellers kurze Anleitung zur Kleinkinderpflege, die in 149 kurzen Abschnitten alles beachtet, was die gesunde, leibliche, seelische und geistige Entwicklung des Kindes erheischt. — Ein sehr passendes Geschenk für junge Mütter.

(Litt. Wegweiser fürs evang. Pfarrhaus. II. Nr. 4.)

Christliches Gedenkbuch.

Worte göttlicher Wahrheit und Bekenntnisse heiliger Liebe auf jeden Tag des Jahres zusammengestellt.

Mit Vorwort von Dr. W. F. Besser.

12. Auflage. 366 S. br. Fr. 3. — Mk. 2,40.

Lwd. Fr. 4. — Mk. 3,20. | fein Lwd. Goldschn. Fr. 4,50. — Mk. 3,60.

Wer wünschte nicht jeden Tag erinnert zu werden an die Geburtstage seiner Freunde, seiner Patenkinder u. a. m. und an wichtige Ereignisse seines Lebens, um dadurch Anlaß zu haben zur Fürbitte, zu Dank und Preis? Ohne ein besonderes Gedenkbuch geschieht's nur zu oft, daß die Bedeutung der Tage vergessen und also das Liebes- und Gebetsleben ärmer wird, als es sein könnte und sollte. Das oben genannte, äußerlich sehr geschmackvoll und schön ausgestattete Buch gibt zu solchem Gedenken auch noch bedeutsame Fingerzeige in sinnig ausgewähltem Schrift- und Liedwort, in welchem, wie man bei einem von Dr. W. F. Besser bevorworteten Buche nicht anders erwartet, das Bekenntnis zu Christo vollen und klaren Ausdruck findet. Wer einem Geburtstagskinde, einem Konfirmanden, einem Brautpaare ein Geschenk machen will, das bleibenden Wert für das ganze Leben hat, das nicht bloß einmal vorübergehend erfreut, sondern das einem, je länger man es besitzt und gebraucht, desto lieber wird, das das Gebets- und Liebesleben reicher und voller macht, der wähle getrost dieses Gedenkbuch, wofür der Empfänger ihm zeitlebens Dank wissen wird.

(Theol. Litteratur-Bericht 3, 2.)

Daniel Quorm

und

seine Gedanken über göttliche Dinge

von

Guy Pearse.

Neue Folge. 144 S. br. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2,25. — Mk. 1.80.

Allerlei für einfache Leute

von

F. Gerber.

Dritte Aufl. 180 S. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Hlblwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.
Leinwand Fr. 2,50. — Mk. 2.

Der Verfasser besitzt in hohem Grade die Gabe, frisch, packend, wahrhaft volkstümlich zu schreiben, und trifft oft den Nagel auf den Kopf. Die Form ist eine wechselnde: Rede, Erzählung, Bild und Gleichnis, je nach dem, und auch der Ton ist mannigfaltig. Einzelne Aufsätze, wie „Das Dörflein Gebenheim", „Ein Kompaß oder keiner?" sind wahre Muster, wie man mit dem Volk reden muß, um demselben gewisse Wahrheiten ans Herz zu legen, und so ernst auch der Grundton ist, so launig und unterhaltend ist doch die Darstellung. Man kann das Büchlein jedermann zum Lesen empfehlen und zur Beherzigung sich selbst.

Vom gleichen Verfasser:

Was mir mein

Flachstüchlein

erzählt hat.

Fröhlichen und Traurigen nacherzählt von einem Invaliden.

5. Aufl. 96 S. 8. br. 80 Cts. — 65 Pfg. | fein Lwd. Fr 2. — Mk. 1,60.

Eine feine Allegorie. Die Behandlung und Geschichte des Flachses von dem Aufgehen der Pflanze bis zur Benützung des fertigen Gespinstes gibt ein lebensvolles Abbild der Geschichte eines Herzens, das durch manche Trübsalsschule hindurch zur Gemeinschaft mit dem HErrn, zum Frieden in Ihm und zum Dienst für Ihn zubereitet wird. So treten uns „im Bilde des Naturlebens die heiligen Gottesgedanken in der Führung der Menschen" entgegen. Der Verfasser hat seine Aufgabe meisterlich gelöst; seine Schrift darf unter die vorzüglichsten, echt christlichen Volksschriften gerechnet werden. (Lehrerbote 1882. Nr. 8.)

Die letzten Dinge und das Jenseits.

Fünf Vorträge

von

K. Rohr,

Pfarrer am Münster zu Bern.

136 S. br. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Der Verfasser, welcher sich mit der biblischen Hoffnungslehre seit Jahren eingehend beschäftigt, bietet hier die Früchte seines Studiums dem denkenden Christen, welcher sich nicht mit einem Nebel unbestimmter Vorstellungen und allgemeiner Redensarten über das Jenseits zufrieden giebt, sondern das Bedürfnis fühlt, über seine Zukunft, wie die Zukunft überhaupt, zu möglichster Klarheit zu gelangen. Auf Subtilitäten und Lieblingsmeinungen einzelner Denominationen wird absichtlich nicht eingegangen. Der Verfasser befleißigt sich äußerster Nüchternheit, ihm ist es lediglich darum zu thun, die christliche Hoffnung in ihrer ernsten Größe, ja Majestät, in ihrer herrlichen Realität einfach, ohne phantastisches Beiwerk darzulegen. Möge das Schriftchen unter Gottes Segen da und dort in solcher Klarheit fördern und in unserer so überwiegend diesseitig gerichteten Denkungsart etlichen Gemütern kräftig zurufen: Excelsior — himmelan geht unsere Bahn!

Samuel

der treue Prophet des HErrn.

Dargestellt

von

Wilhelm Hermann,

weiland Pastor in Mettmann.

Mit einem Lebensbild des Verfassers.

3. Aufl. 176 S. kl. 8. geh. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2,25. — Mk. 1,80.

Christian Friedrich Spittlers Leben.

Von Johannes Kober.

368 S. gr. 8. Mit Spittlers Porträt in Stahlstich.

br. Fr. 5. — Mk. 4. | Lwd. (Schwarztitel) Fr. 6,25. — Mk. 5.
fein Lwd. (Goldtitel) Fr. 7. — Mk. 5,60.

Nicht leicht ist uns eine Biographie zu Gesicht gekommen, die so sehr den Stempel der Wahrheit an sich trägt, d. h. die den bleibenden Eindruck macht, daß der Verfasser bis auf die kleinsten Züge immer und überall bei der lauteren Wahrheit bleibt, auch wenn sie etwa Verwunderung und Anstoß erregen sollte. Der Mann, um den es sich handelt, war aus der Wahrheit und sein Name hat von jeher in allen christlichen Kreisen einen guten Klang, hat er doch zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden, auf allen Lebensgebieten, unendlich viel geleistet. Und das alles ohne Titel und ohne Mittel, ohne Amt und hohe Stellung. Unter dem Scheine der Einfalt verbarg sich bei ihm große Weisheit, und weitaussehende Pläne und Ideen, besonders auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission, hat er in blühenden Anstalten zur Ausführung gebracht. Bildeten doch seine Gedanken den Kern für die spätere Entwicklung der inneren Mission und in Betreff der äußeren Mission war er es, der in seiner „Pilgermissionsidee" den fruchtbaren Gedanken zur Ausführung brachte, daß gegen die furchtbare Macht des Heidentums auch die höchstentwickelte Kultur erfolglos bleibe, daß die Kraft des Wortes Gottes allein in die ferneren Länder getragen im stande ist, die Länder und Herzen der Völker aufzuschließen und bleibenden Segen zu schaffen.

Was ist das für eine wunderbare Schlichtheit und Einfalt, die uns in dem Leben dieses Gottesmannes entgegentritt. Welch lebhaftes Interesse für alle Fragen der Zeit, welch tiefer Einblick in den Gang des Reiches Gottes, welch allzeit offenes, klares Auge für die Schäden der Zeit, welch heilige Liebeswärme und herrliche Glaubensstärke, die zum Helfen drängte, welch hoher praktischer Sinn und geschickte Hand, die zu rechter Zeit und mit den richtigen Mitteln einzugreifen wußte — und das alles in einer Demut, wie sie nur Gottes Geist pflanzt und nährt. Solch ein Lebensbild steht als eine Zierde der christlichen biographischen Litteratur, als ein Vorbild für unser Volk, für die Christenheit da. Es sei vor allem den Familien, die für das Reich Gottes ein Herz haben, zur Familienlektüre an Winterabenden empfohlen. Wir aber wollen von dem herrlichen Manne lernen die glaubensstarke, hingebende Liebe aus der Beschaffenheit der Zeitverhältnisse die Bedürfnisse der Zeit zu erkennen und die rechte Klugheit und Erfahrung zur Befriedigung derselben fruchtbare Pläne zu fassen und aushaltende Geduld und gegründete Hoffnung, diese Pläne mit unüberwindlicher Ausdauer zu ihrer Verwirklichung festzuhalten. Ein Personen- und Sachregister gibt uns noch einen Einblick in die Reichhaltigkeit des Buches. („Halte was du hast." 1887. III.)

Anjama.

Bild des äußern und innern Lebens einer Tochter Afrikas.

Gezeichnet von

Johannes Kober.

120 S. 8. Mit fünf Bildern und einer Karte.

br. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Gustav Knak.

Ein Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Ein Lebensbild aus dem ewigen Leben und ein Spiegelbild für das zeitliche

von

D. H. Wangemann,
Missionsdirektor in Berlin.

2. Aufl. 514 S. gr. 8. Mit dem Bildnis Knaks. br. Fr. 5. — Mk. 4.
Hlbfrzbd. Fr. 6,50. — Mk. 5,20. | Lwd. Fr. 6,80. — Mk. 5,40.

Als zweiter Band: **Zeugnisse aus und von dem Leben** des teuren Gottesmannes **Gustav Knak.** 296 S. gr. 8. 1879. br. Fr. 3,50. — Mk. 2,80.
Hlbfrbd. Fr. 5. — Mk. 4.

Diese Biographie eines Gottesmannes, der unter den Kämpfen mit dem Unglauben seinen Glauben und sein Bekenntnis in seltener Weise bewährt, hat sich in der ersten Auflage schon selbst durch den schnellen Absatz empfohlen. „Wir wollen zur Empfehlung, die im Werte des Buches selbst liegt, nur noch hinzufügen, daß die neue, schön ausgestattete Ausgabe um den dritten Teil billiger geworden. Früher 6, jetzt 4 Mark. Sodann ist das vortreffliche Buch stets und vorzugsweise jungen Theologen in der Seelsorge gleichsam als Pastoraltheologie empfohlen worden, und wir empfehlen es nach diesem Zwecke hin auch. Doch möchten wir das Buch in die Kreise christlicher Familien überhaupt empfehlen. Es ist ein Buch, das nicht bloß durch seine lebensfrische Behandlung des reichen Stoffes (der Verfasser ist ein Künstler in biographischen Darstellungen) erfreut, sondern auch durch die Lebenstiefen vom Kreuz in die Tiefen des eigenen Herzens führt.

(„Ev. luth. Gemeindeblatt." 1881. Nr. 4.)

Durchs heilige Land.

Tagebuchblätter von **Conrad von Orelli,** Prof. d. Theol. in Basel.

Mit einer Karte von Palästina und sieben Ansichten.

320 S. 8. 3. Aufl. Fr. 4. — Mk. 3,20. | Lwd. Fr. 6. — Mk. 4,80.

Die Aufzeichnungen, welche im Wesentlichen dem in Form zusammenhängender Briefe geschriebenen Reisetagebuche des Verfassers, eines der gediegensten jüngern Lehrer der christlichen Heilsoffenbarung, welcher augenblicklich als Professor der Theologie an der Universität Basel dociert, entnommen sind, suchen dem Bedürfnis jedes wahren Christen gerecht zu werden, mit dem Lande vertraut zu werden, in welchem Gott seine höchsten Offenbarungen der Welt geschenkt hat, und ihre Veröffentlichung erscheint um so mehr am Platz, als trotz der Gediegenheit mancher älteren Werke über Palästina, das Land der Bibel gerade den Lesern deutscher Zunge noch lange nicht so bekannt ist, wie es zu wünschen wäre und als nicht nur die Wissenschaft inbetreff Palästinas, sondern auch das Leben in demselben von Jahr zu Jahr fortschreitet, so daß auch weitere Kreise mit diesem Wachstum gern Fühlung behalten werden, was durch das vorliegende Werk gefördert werden dürfte. Der Verfasser hat sich, was nur zu billigen, in demselben wesentlich auf Selbstgesehenes und Selbsterfahrenes beschränkt. Der neuen Auflage ist eine Karte von Palästina beigegeben, auf welcher die vom Verfasser gewählte Reiseroute verzeichnet ist.

(Leipziger Zeitung.)

Alles und in Allen Christus.

Zwölf Reden

von

E. Schrenk.

2. Aufl. 160 S. kl. 8. geh. Fr. 1. — 80 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Frances Ridley Havergal.

Erinnerungen aus ihrem Leben, aufgezeichnet von ihrer Schwester.

Motto: „Einzig, ewig, völlig Dein."

Frei nach dem Englischen bearbeitet.

Mit dem Porträt von Frances Ridley Havergal und 3 Landschaftsbildern.

264 S. 8. br. Fr. 3. — Mk. 2,40. | eleg. Lwd. Fr. 4,50. — Mk. 3,60.

Schriften von Frances Ridley Havergal:

Dem HErrn geweiht. Aus dem Englischen. 160 S. kl. 8. br. Fr. 1. — 80 Pfg.
Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Des Königs Einladung oder tägliche Betrachtungen vom Kommen zu Christo.
Autorisierte deutsche Ausgabe. 124 S. kl. 8. br. 80 Cts. — 65 Pfg.
Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.

Bruey, eine kleine Mitarbeiterin Jesu. 120 S. br. 80 Cts. — 65 Pfg.
Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.

Bleibe in Jesu.

Gedanken über das selige Leben der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes.

Nach dem Englischen des Andrew Murray, Pastor der holländisch-reformierten Kirche in der Kapkolonie.

4. Aufl. 208 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | fein Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Das Buch ist nur für geförderte Christen und nicht zu schnellem Durchfliegen, sondern der Verfasser bittet seine Leser, jeden Morgen nur eine dieser Betrachtungen vorzunehmen und weiter zu bedenken. Wir schließen uns dem Urteil des Übersetzers, der seine Arbeit gut gemacht hat, an, wenn er in seinem Vorwort sagt: „Wie heller Morgentau auf den Gefilden, so liegt in jedem Kapitel dieses Buches ein zarter frischer Hauch, der das Herz des betenden Lesers belebt und erquickt und ihm die Schätze der Gnade so nahe legt, daß er Mut bekommt, im Glauben zuzugreifen. Es sind nicht sentimentale Betrachtungen, sondern Worte der Ermahnung und der Hilfe, voll tiefen, praktischen, ernsten Gehalts. (Homil. Vierteljahrsschrift. XXIV. Jahrg. 2. Heft.)

Nach Jesu Bild.

Betrachtungen

über das selige Leben der Umgestaltung in das Ebenbild des Sohnes Gottes.

Von

A. Murray,

Pastor der holländisch-reformierten Kirche in der Kapkolonie.

2. Aufl. 213 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Der Verfasser ist Geistlicher der holländischen Gemeinde Wellington im Kapland und hat sich durch 20jähriges gesegnetes Wirken als berufen ausgewiesen, auch in weitere Kreise als die seiner Lokalgemeinde einmal hineinzureden. Als Thema hat er sich das gewählt, was das höchste Ziel der Ethik (christlichen Moral, Sittenlehre) bezeichnet, die höchste Aufgabe des Menschen, die der Apostel bezeichnet mit dem Wort: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus in mir", wie mit der Zuschrift an die Galater 4, 19, daß Christus eine Gestalt gewinnen" möge in ihnen, wie auch Ephes. 4, 13, wo er uns als Ziel setzt, ein „vollkommener Mann zu werden" in Christo. Darüber kann nur reden und schreiben, wer selbst in der Heiligung steht. Das fühlt man dem Verfasser ab in jeder der 31 Betrachtungen, in denen er uns die große Aufgabe, mit ihm zu sterben und seiner Auferstehung gleich zu werden, dann zu bleiben in Ihm, nach seinem Ruf und in seiner Kraft, ihm nachzueifern in Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, in Einheit mit dem Vater, los von der Welt, in Gebet, in Liebe, Erbarmen und Geduld und Sanftmut zu seiner Verherrlichung, um endlich selbst teilhaftig zu werden seiner Herrlichkeit. Es sind schwerwiegende Wahrheiten; man muß das Buch lesen in rechter Sammlung, wie man Abschnitte in Arnds wahrem Christentum, in Thomas a Kempis liest. Dann hat man viel für sein Gewissensleben, und einen kräftigen Sporn zur Arbeit an sich selbst, zum Kampf wider alles Arge, zur Uebung in allem Guten. (Christl. Bücherschatz 1886. XI)



(Verkleinerte Probe der Bilder.)

Spanische Glaubenshelden.

Reformationsbilder
von E. Christ.

328 S. broch. Fr. 2,50. — Mk 2. | Lwd. Fr. 4. — Mk. 3,20.

Nicht eine vollständige Geschichte der evangelischen Bewegungen in Spanien beabsichtigt der Verfasser zu geben, wohl aber eine Übersicht über die Vorgeschichte der heutigen evangelischen Bestrebungen in Bildern aus der Vergangenheit. Er will dadurch das Interesse des weiteren christlichen Publikums für die Evangelisation Spaniens erwecken. Dazu ist das Büchlein in hohem Maße geeignet. Es macht keinen Anspruch darauf, Resultat gelehrter Forschungen zu sein, aber es ruht auf gründlichen Studien. Mögen Spaniens Bibliotheken noch viele undurchforschte Inquisitions-Akten in sich bergen —, was davon in Geschichtsbüchern zugänglich gemacht ist, hat der Verfasser mit Sorgfalt gesammelt und mit Urteil zusammengestellt. Doch ist das Ganze keineswegs eine Kompilation, sondern eine ergreifende, lebensvolle Darstellung des Lebens, Leidens und Sterbens vieler evangelischer Blutzeugen. So ähnlich das Ringen und Kämpfen mancher Glaubenszeugen ist, so wenig ermüdet diese Gleichartigkeit; ihr Glaube ist ein Edelstein, dessen Glanz in immer neuen Strahlen hervorbricht. Unwillkürlich werden diese Bilder aus der Vergangenheit ein beschämender Spiegel für die Gegenwart, und wenn das Büchlein dazu beitragen sollte, manchem aus dem weichherzigen, glaubensarmen Geschlecht unserer Tage Stärkung zu bieten, so wäre dies der beste Gewinn. P. S. (Allgem. conserv. Monatsschrift 1887. V.)

Der Ehestand

ein Wohlstand oder ein Wehestand.

Ein Wort für Verlobte und Neuvermählte
von
K. Rohr,
Pfarrer am Münster zu Bern.

88. S. kl. 8. br. 60 Cts. — 50 Pfg. | Lwd. Fr. 1,50. — Mk. 1,20.

Wir möchten dies Büchlein nicht bloß in den Händen von Verlobten und Neuvermählten sehen; auch älteren Eheleuten sagt es des Heilsamen und Beherzigenswerten viel. Es ist geschrieben aus reicher Erfahrung des menschlichen Herzens heraus, aus reicher Erfahrung auch dessen, was christlichen Eheleuten not ist. Der Verfasser bespricht im ersten Abschnitt „der Ehe Fundament", deckt die oft so unlauteren Beweggründe auf, aus denen manche Ehen geschlossen werden und zeigt in treffender Weise, wie man mit Gott die Ehe schließen müsse. Der zweite Abschnitt: „in der Ehe oder der Ehe Ausbau" gibt viele und treffliche Winke und Weisungen für die Arbeiten und Pflichten der Gatten, zumal für die Arbeit und Pflicht des gegenseitigen Sich-Tragens. Auch das so überaus wichtige Kapitel von der Erziehung der Kinder behandelt Verfasser, wenn auch nur auf wenig Seiten, so doch gründlich und eingehend. Den Segen des Gebets, der gemeinsamen Erbauung aus Gottes Wort, der Heiligung des Sonntags für das eheliche Leben legt er den Eheleuten ans Herz. Wir haben uns besonders gefreut, die Bedeutung des Sonntags für das eheliche und häusliche Leben hervorgehoben zu sehen. Vermißt haben wir die für dasselbe so überaus große Bedeutung des gemeinsamen Genusses des heiligen Abendmahls. Auch der Bedeutung und der rechten Weise des geselligen Verkehrs der Gatten hätte in diesem Abschnitt gedacht werden müssen. Die Schrift schließt in ernster, die Gewissen mächtig fassender Weise mit dem Blick auf „des Hauses Ausbau" und lehrt die Eheleute ihres Endes gedenken. **Möchte sie in vielen Häusern und Herzen Eingang finden!**
H. (Bibliograph. Rundschau.)

Ein Blick hinter die Coulissen.

Eine Erzählung von Mrs. Walton.

Frei nach dem Englischen von M. K.-G. 313 S. 2. Auflage.

br. Fr. 2. — Mk. 1,60. | fein Lwd. Fr. 3,20. — Mk. 2,60.

Das Buch läßt uns einen ergreifenden Blick thun in eine Welt, deren glänzende Außenseite viele nur kennen, in das Leben der herumziehenden Künstler, und erzählt, wie zwei Seelen gefaßt werden von dem Gleichnisse vom guten Hirten, das gleichsam wie ein roter Faden durch die Erzählung von dem Elend einer Frau und eines Kindes geht, bis zuletzt die eine im Frieden scheidet, die andere, das Kind, in einem Christenhaus geborgen wird.
(Sächs. Kirchen- und Schulblatt 1878. Nr. 42.)

Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde.

Andreä, F. **Eva.** Eine Kindergeschichte aus dem Leben. 40 S. 30 Cts. — 25 Pfg.
Die kleinen Ausreißer und Anderer Leute Kinder. 2. Aufl. 54 S. 30 Cts. — 25 Pfg.

Bachofner-Buxtorf, Anna. **Zweierlei Leben.** 132 S. 2. Aufl. br. 85 Cts. — 70 Pfg. | fein Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.
— **Schule und Leben.** 2. Aufl. 116 S. br. 80 Cts. — 65 Pfg. fein Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.
— **Die Liebe suchet nicht das Ihre.** Mit einem Bild in Farbendruck. 2. Aufl. 48 S. br. 60 Cts. — 50 Pfg.
— **Unter einem Dach.** Mit einem Bild in Farbendruck. 56 S. br. 60 Cts. — 50 Pfg.
— **Rudolfs Geburtstagsgeschenk.** 3. Aufl. 48 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.
— **Der Weg zum Frieden.** 2. Aufl. 60 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.
— **Bei den Großeltern.** 4. Aufl. 48 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.
— **Zweierlei Wasser.** 3. Aufl. 48 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.
— **Marthas Weihnachtsfest.** 3. Aufl. 38 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Mathildens Genesung.** 5. Aufl. 32 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Sieg der Liebe.** Zwei Bilder aus dem Leben. 1) Johanna und Gretchen. 2) Der reiche Ersatz. 5. Aufl. 46 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Banga, J. J. **Johann Kittos Jugendjahre.** 36 S. 2. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Aus dem Seemannsleben.** Frei nach dem englischen Original. Mit einem Bild in Farbendruck. 96 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg.
— **Der Pfarrerssohn von Dübendorf.** Jugendgeschichte eines Gehörlosen. Mit 3 Bildern. 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Blankenstein, Amanda M. **Freud und Leid im Kinderleben.** Sieben Erzählungen. 236 S. 2. Aufl. br. Fr. 1,25. — Mk. 1. | fein Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.
— **Wunderwege im Kinderleben.** Fünf Erzählungen. Mit zwei Bildern in Farbendruck. 208 S. 2. Aufl. br. Fr. 2. — Mk. 1,60. | fein Lwd. Fr. 3. — Mk. 2,40.
— **Lichtblicke im Kinderleben.** Vier Erzählungen. Mit einem Bild in Farbendruck. 180 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.
— **Annas Unrecht** oder wer von der Wahrheit weicht, der weicht von Gott. 48 S. 2. Aufl. br. 30 Cts. — 25 Pfg.
— **Die Kirchenglocken.** 48 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.
— **Die kleine Hausfrau.** 54 S. 2. Aufl. br. 30 Cts. — 25 Pfg.
— **Weihnachtsmarkt.** 40 S. 3. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Max und Robert.** 2. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Der Sohn der Pfarrerswitwe.** 40 S. 3. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Der kleine Kunstreiter.** 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Der lahme Anton** oder Der Schatz im irdenen Gefäß. 47 S. 3. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Giulio Guttobendrio** oder Der Segen Gottes ruht nur auf dem, der seine Gebote befolgt. Mit Bild. 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Bonin, A. v. **Im Schatten des Domes. Eine gesegnete Gabe.** 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Am Meeresstrand. Haltet Euch herunter zu den Niedrigen.** br. 25 Cts. — 20 Pfg

Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde.

Charlesworth, M. L. **Kinder im Dienst der Liebe** oder Die kleinen Arbeiter im Weinberge des HErrn. Vierte verbesserte Auflage. 392 S. 8. br. Fr. 2,50. — Mk. 2. | Lwd. Fr. 3,50. — Mk. 2,80.

Dahnow, M. **Weihnachtsklänge.** Drei Erzählungen. 32 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Einsam und doch nicht verlassen. Aus dem Englischen von P. v. Bl. 112 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. | Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.

Elisabeth und ihre Mutter. Erinnerungen an schöne Jugendjahre. Mit Titelbild. 64 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.

Engelhardt, Lina v. **Lieschens große Reise.** 64 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.

Erinnerungen eines alten Mannes. **Der Überfall** und **Die Wehrhand.** 32 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Freimut, A. **Ebene Wege.** Eine Erzählung für jung und alt. 48 S. geh. 30 Cts. — 25 Pfg.

Helmuth, Mathilde v. **Die Sommerferien.** 176 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | fein Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Kortüm, E. **Heini und seine Geige.** Mit einem Bild. 80 S. br. 50 Cts. — 40 Pfg.

Liebrecht, Maria. **Zwei Waisenkinder.** 56 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.

— **Traudchen.** Eine Kindergeschichte. 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

— **Vereint zum Lob des Meisters.** 104 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. Lwd. Fr. 1,50. — Mk. 1,20.

— **In Seilen der Liebe** oder eine Geschichte vom Verlieren und Wiederfinden. 96 S. br. 60 Cts. — 50 Pfg. | Lwd. Fr. 1,25. — Mk. 1.

— **Von Sieg zu Sieg.** 64 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.

— **Ein Glückskind.** 88 S. br. 50 Cts. — 40 Pfg.

— **Ein patriotisches Schwabenkind.** 56 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.

— **Gaben aus Gottes Hand.** 32 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

— **In der Steinbachmühle.** 32 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Marbach, Alexis. **Festgeschichten.** Sieben wahre Erzählungen aus dem Leben. Mit zwei Holzschnitten. 176 S. br. Fr. 1. — 80 Pfg. Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.

Margot, Harry. **Wundersame Gotteswege** aus der Gegenwart. Acht Erzählungen und zwei Gedichte mit einem Bild in Farbendruck. 160 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.

Mielecka, A. v. **Sei getreu bis an den Tod** oder Pauls Sieg. Mit 3 Bildern. 80 S. br. 50 Cts. — 40 Pfg.

Norden, J. **Zum Licht.** 48 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.

— **Gott ist die Liebe.** 48 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.

— **Der Rollstuhl.** 48 S. br. 30 Cts. — 25 Pfg.

Normann, J. **Karl Krüger.** 128 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. fein Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.

Rotschütz, T. v. **Treu.** 64 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.

Sargent, **Geschichte einer Bibel,** von ihr selbst erzählt. 3. Aufl. 202 S. br. Fr. 2. — Mk. 1,60. | Lwd. Fr. 3. — Mk. 2,40.

Schmitz, Louise. **Die Hütte am Teich.** br. 85 Cts. — 70 Pfg. Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.

Schubert, Dr. G. H. v. **Der Meeresstrom.** 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.

Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde.

Schück, Elisabeth. **Aennchens frische Schneeglöckchen.** 40 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Der blöde Matthias.** 52 S. br. 35 Cts — 30 Pfg.
Schweikher, Marie. **Sonnenschein und Regen im Kinderkreis**, oder Tante Frieda und ihre Kinder. Mit 9 Bildern. 240 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.
Sewell, **Des Vaters Fürsorge.** Aus dem Englischen übersetzt von J. Clark. 3. Aufl. 35 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
Stretton, Hesba. **Jessikas erstes Gebet.** Mit 8 Bildern. 44 S. 7. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Jessikas Mutter.** Fortsetzung von „Jessikas erstes Gebet." Mit 5 Bildern. 2. Aufl. 64 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.
— **Durch ein Nadelöhr.** 8. 2. Aufl. br. Fr. 2,50. — Mk. 2. Lwd. Fr. 3,75. — Mk. 3.
— **Ein Dornenpfad.** 2. Auflage mit Bildern. 8. 112 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.
— **Verloren in London und in Jerusalem.** 4. Aufl. 140 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. | Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.
— **Des höchsten Königs Diener.** 3. Aufl. 194 S. br. Fr. 1. — 80 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.
— **Stephan Fern.** Eine Erzählung mit 6 Bildern. 220 S. 3. Aufl. br. Fr. 1,20. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.
— **Allein.** 32 S. 3. Aufl. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Die kleine Maggy und ihre Kinder.** Mit 11 Bildern. 6. Aufl. 128. S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. | Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.
— **Die Pilgergasse von Manchester.** Mit 8 Bildern. 5. Aufl. 188 S. br. Fr. 1. — 80 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.
— **William Baxters Stiefschwester.** Mit 8 Bildern. 4. Aufl. 255 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,70. — Mk. 2,20.
— **Des HErrn Schatzmeister.** Eine Erzählung für alt und jung. 178 S. br. Fr. 1. — 80 Pfg. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.
— **Dein Wille geschehe.** Eine Erzählung für jung und alt. 200 S. Mit 5 Bildern. geb. Fr. 1,25. — Mk. 1. | Lwd. Fr. 2. — Mk. 1,60.
Traugott, Emma. **Durch Nacht zum Licht.** 56 S. br. 35 Cts. — 30 Pfg.
Walton, **Ein Blick hinter die Coulissen.** Frei nach dem Englischen von M. K.-S. 313 S. 2. Aufl. br. Fr. 2. — Mk. 1,60. | fein Lwd. Fr. 3,20. — Mk. 2,60
— **Heim, ach nur heim!** 48 S. br. 25 Cts. — 20 Pfg.
— **Niemand hat mich lieb.** Deutsch von Käthe von Mielecka. Mit 2 Bildern 96 S. br. 50 Cts. — 40 Pfg.
— **Dolly's Geschenke.** 72 S. geh. 50 Cts. — 40 Pfg.
Weihnachtsgruß. Erzählungen und Lieder für Kinder. In Antiqua-Schrift 32 S. Mit 12 Bildern. geh. 25 Cts. — 20 Pfg.
Yonge, **Benjamin Sylvester** oder der Sieg der Wahrheit. 104 S. br. 85 Cts. — 70 Pfg. | Lwd. Fr. 1,75. — Mk. 1,40.
Zeller, Marie. **Der Weihnachtsteppich.** Eine Familiengeschichte mit 2 Bildern in Farbendruck. 2 Aufl. 168 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.
— **Freiheit und Freundschaft.** Mit 2 Bildern in Farbendruck. 128 S. br. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2

Williamson, J.

Auf Chinas Heerstrasse Reiseerinnerungen von J. Williamson. Mit Vorwort von (R.) Lechler. Mit 10 Bildern

Basel (1888)